

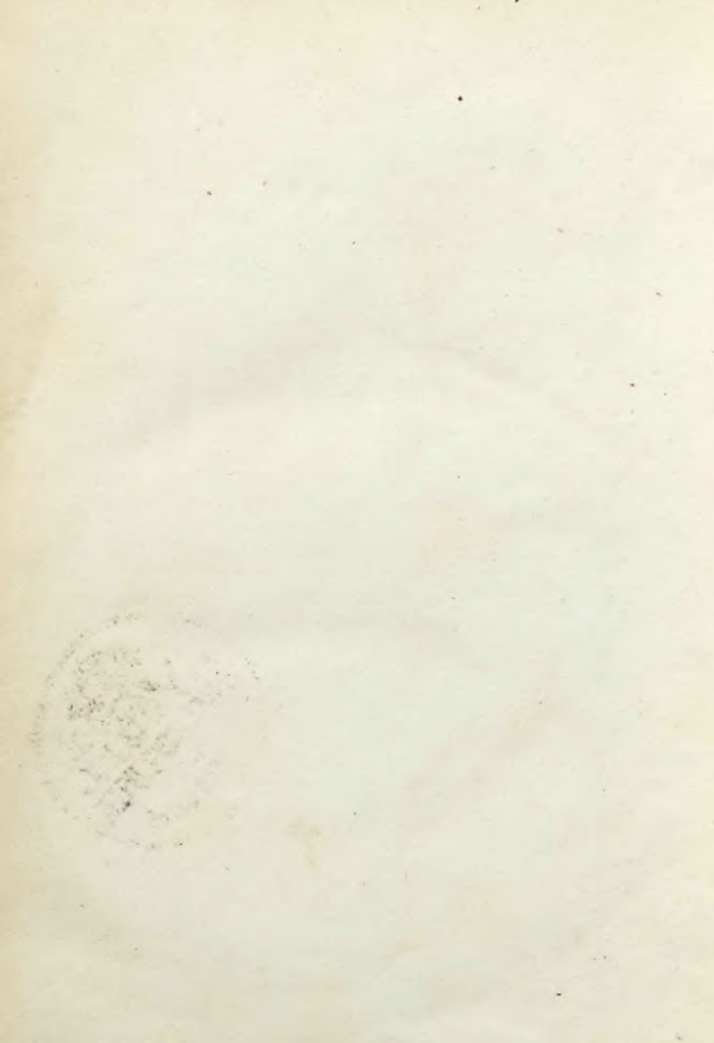
I

F 27343

f

27343, I, F, f.





Abenteuer

eines

bretagnischen Edelmanns

auf den

Philippinen = Inseln

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Band.



Leipzig, 1856.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Abtheilung

der

Preussischen Staatsbibliothek

in

Berlin

von

Alfred Dreyer

der Preussischen Staatsbibliothek



Druck

Leipzig, 1886

Verlag von G. Neumann, Neudamm

Abenteuer

eines

bretagnischen Edelmanns

auf den

Philippinen - Inseln.

Erster Band.

Abentuer

1848

Verlag des Verlegers

1848

Verlag des Verlegers

Verlag des Verlegers

Bei der Erzählung einiger Abenteuer, die mir auf meinen großen Reisen begegnet, forderten mich mehrere meiner Freunde auf, einen, vielleicht interessanten, Reisebericht zu veröffentlichen.

Es kann Ihnen nicht schwer werden, sagten sie, da Sie seit Ihrer Abreise von Frankreich stets ein Journal geführt haben.

Aber ich nahm Anstand, diesen Rath zu befolgen und ihrem beharrlichen Ansinnen nachzukommen. Da las ich einst zu meiner Ueberraschung meinen Namen in den Blättern des Constitutionnel.

Herr Alexander Dumas veröffentlichte unter dem Titel „Tausend und ein Gespenst“ einen Roman, in welchem eine der Hauptpersonen auf der Reise durch die Philippinen mich kennen gelernt, als ich die Colonie Zala-Zala bewohnte, die ich dort gegründet hatte.

Ich mußte glauben, daß der geistreiche Romantiker mich der Kategorie „seiner Gespenster“ beigesellt hatte. Um dem Publicum zu beweisen, daß ich wirklich existire, entschloß ich mich, die Feder zu ergreifen, da ich zugleich der Ansicht war, daß einige Thatsachen, deren Wahrheit Hunderte von Personen bestätigen können, einiges Interesse bieten und von denen ohne Langeweile gelesen werden würden, welche die Sitten der wilden Pflanzervölker kennen lernen wollen, unter denen ich gelebt habe.

Diese Bemerkung, die dem Buche des Herrn von La Geronnière vorangesezt war, einem Buche, aus dem wir unsern Lesern einige Fragmente mittheilen, bedarf von unserer Seite eine Erklärung.

Wir veröffentlichten im Jahre 1849 ein Buch unter dem Titel: „Tausend und ein Gespenst.“

In diesem Buche befindet sich eine Novelle, die den Titel „Water Olifus“ führt.

Wir hatten angenommen, daß unser Held nach den Philippinen gehen, in Manilla anhalten, den Fluß Passig hinauffahren, den See von Bay überschreiten und unserm Landsmanne, Herrn von La Geronnière, auf seiner Besitzung Jala-Jala einen Besuch abstatten würde.

Folgen wir nun unserm Helden, und sehen wir, ob ich mich irrte, als ich in einer Entfernung von viertausendfünfhundert Meilen die Dertlichkeit beschrieb.

Water Olifus selbst erzählt also seine Reise.

Erstes Kapitel.

Ich reis'te also mit meinem kleinen Fahrzeuge, einer Art von Fischfang-Schiffe, ab. Sechs Mann bildeten die ganze Equipage. Wir waren entschlossen, auf gutes Glück das Cap Comorin zu umsegeln, und wenn der Wind gut und das Meer schön wäre, Ceylon links zu lassen und Sumatra und Java zu erreichen. Ich kümmerte mich wenig um diese Inseln, da ich des Kauf's meiner Cardamome je gewisser ward, je mehr ich mich dem stillen Ocean näherte.

Am siebenten Tage nach unserer Abreise wurden wir der Insel Ceylon ansichtig. Mit Hilfe meiner Gläser konnte ich selbst die Häuser des Hafens von Gallas unterscheiden. Aber der Wind war frisch, und wir hatten fast noch einen Monat gutes Wetter zu gewärtigen.

Ich wandte mich ab von diesem teuflischen Lande, das uns anzog, und schlug den Weg nach dem Cap Nchem

ein. Meine Nußschale schwamm eben so philosophisch durch den indischen Ocean, als ob sie der erste Dreimaster von Rotterdam gewesen wäre.

Die ersten fünf Tage ging Alles gut, und selbst später noch, wie man sehen wird; allein gegen die zweite Hälfte der sechsten Nacht ereignete sich ein kleiner Vorfall, der uns bald alle Perlen auf dem Grunde des bengalischen Golfs hätte auffischen lassen.

In den vorhergehenden Nächten hatte ich selbst das Steuerruder geführt, und Alles war ganz vortrefflich gegangen. Aber wahrlich, wir waren weit von dem Festlande entfernt, nirgends auf unserm Wege zeigte sich ein Felsen, nirgends eine Sandbank. Unser Schiff hatte so niedriges Mastenwerk und so wenig Segel, daß wir dem Auge der Seeräuber, und wenn es noch so scharf gewesen, vorzüglich Nachts entgehen mußten. Ich stellte also den geschicktesten meiner Leute an das Steuerruder und stieg in das Zwischendeck hinab, wo ich mich auf meine Ballen legte und einschlief.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich plötzlich durch ein starkes Geräusch, das sich über meinem Kopfe erhob, geweckt wurde. Meine Leute liefen von dem Hintertheile des Schiffes nach dem Vordertheile. Sie schrien oder heulten vielmehr, und in diesem Geheule unterschied ich Gebete und Flüche, so daß mir klar wurde, uns drohe eine Gefahr, und zwar eine sehr große.

Je größer die Gefahr ward, je mehr rief man nach mir. Ohne zu untersuchen, was es wohl sein könne, lief ich auf das Verdeck.

Das Meer war prachtvoll, der Himmel sternklar, ausgenommen an einem Punkte, wo eine ungeheure Masse bis fast auf unsere Köpfe herabhing, und das Licht der Sterne, da sie undurchsichtig war, verhüllte. Diese Masse schien jeden Augenblick auf das Schiff fallen zu wollen.

Die Blicke aller meiner Leute hatten sich darauf gerichtet, und alle ihre Anstrengungen hatten den Zweck, sie zu vermeiden.

Aber was war dieser große Klumpen?

Ein Gelehrter würde sich mit der Lösung dieses Problems befaßt haben und vor Gestank erstickt sein, ehe er sie gefunden hätte. Ich hatte nicht diese Absicht.

Ich sprang an das Steuerruder und zog den Balken nach der linken Seite.

Kaum war dies geschehen, als uns der gute Gott einen kleinen hübschen Nord-Nord-Westwind schickte, den ich in meinen Segeln auffing, und unser kleines Fahrzeug sprang lustig weiter, wie ein wildes Böcklein. In diesem Augenblicke sank die Masse nieder, und anstatt auf uns zu fallen, wie sie gedroht hatte, fuhr sie neben unserm Hintertheile nieder, so daß wir uns auf dem Berge, anstatt im Thale, befanden.

Wir wären wahrlich in Grund und Boden zerschmettert worden, denn die Masse war eine ungeheure chinesische Jonke (Schiff), dickbäuchig wie ein Flaschenkürbiß; sie war auf uns gekommen, ohne uns eine Mahnung zuzurufen.

Von Ceylon und Goa her hatte ich einige chinesische

Worte behalten; es waren vielleicht nicht die höflichsten, aber sicher die kräftigsten.

Ich nahm mein Sprachrohr und schleuderte diese Worte den Unterthanen des erhabenen Kaisers entgegen, wie eine volle Schiffssalve.

Aber zu unserm großen Erstaunen erfolgte keine Antwort.

Nun bemerkten wir, daß sich die Jonke träge hin und her bewegte, als ob auf dem Verdecke keine Person wäre, die sie leitete. Weder auf der Galerie, noch bei der Busssole schimmerte ein Licht. Man hätte glauben mögen, ein todter Fisch oder der Leichnam des Leviathan schwämme vor uns.

Und dabei war kein Segel aufgespannt.

Das Ding war sonderbar genug, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

Wir kannten die Chinesen als sehr träge; aber so träge sie auch immerhin sein mochten, die Gewohnheit hatten sie nicht, so ruhig zum Teufel zu gehen.

Ich begriff, daß dem Schiffe oder der Besatzung etwas Außerordentliches begegnet sein müsse, und da der Tag kaum noch zwei Stunden entfernt war, manövrirte ich dergestalt, daß ich stets in der Nähe der Jonke blieb. Dies war nicht schwer, denn sie rollte wie ein Ball, und es bedurfte nur der Vorsicht, ihr auszuweichen, wenn sie uns näher kam.

Wir spannten ein einfaches Segel auf, und dies genügte, um uns vor diesem Unfalle zu bewahren.

Nach und nach ward es Tag. Je nachdem die Dun-

selheit verschwand, versuchten unsere Augen irgend eine Bewegung auf dieser ungeheuren Maschine zu erkennen. Aber kein Mensch rührte sich. Die Jonke war entweder leer, oder die Mannschaft schlief.

Ich näherte mich ihr so weit, als es möglich war, und rief alle chinesischen Worte, die ich wußte. Einer meiner Leute, der zehn Jahre in Macao gelebt, sprach, rief und schrie; aber Niemand antwortete.

Nun beschloßen wir, die Jonke zu umfahren, um zu sehen, ob es am Steuerbord eben so still sei, als am Backbord.

Es herrschte hier dasselbe Schweigen; aber von dem Steuerbord hing eine Strickleiter herab. Ich manövrirte, um dem Ungeheuer so nahe als möglich zu kommen, besmächtigte mich der Strickleiter, und in fünf Minuten war ich auf dem Verdecke.

Es war nicht zu verkennen, daß sich Etwas ereignet hatte, was den Bewohnern der Jonke nicht angenehm gewesen. Ich sah zerbrochenes Geräth, flatternde Lappen von Zeug und hier und da Blutsflecke. Alles deutete auf einen Kampf, und zwar auf einen solchen, in dem die Chinesen unzweifelhaft unterlegen waren.

Während ich das Verdeck besichtigte, war mir, als ob ich erstickte Klagelaute in dem Innern hörte. Ich wollte zu dem Zwischendeck hinabsteigen, aber die Treppenlufen waren verschlossen.

Ich sah um mich. Da bemerkte ich am Fuße der Schiffswinde eine Art Brecheisen, das sich ganz prächtig zu dem Zwecke eignete, den ich im Auge hatte. Nun

zersprengte ich die Klappe einer der Luken, und ein Lichtstrahl drang in das Zwischendeck.

In demselben Augenblicke, wo der Lichtstrahl hereindrang, unterschied ich deutlicher die schon gehörten Klage-laute. Ich stieg hinab, indeß, ich bekenne es, nicht ohne ein gewisses Zögern. Aber schon auf der Hälfte der Leiter beruhigte ich mich.

Auf dem Boden des Zwischendecks sah ich vielleicht zwanzig Chinesen; sie lagen wie Mumien gereiht, und waren wie Schlackwürste geschnürt. Je nach ihrem Temperamente nagten sie mit mehr oder weniger ungeduldigen Grimassen an ihren Knebeln.

Ich ging zu dem, der mir der Vornehmste zu sein schien. Er war mit stärkern Stricken gebunden als die Uebrigen, und nagte an einem größern Knebel. Dem Herrn hatte man die größte Ehre erwiesen.

Ich band ihm die Stricke los, und nahm ihm so gut als möglich den Knebel ab.

Er war der Eigenthümer der Jonke, der Kapitain Tsing-Fong. So viel ich verstehen konnte, drückte er mir seinen tiefgefühlten Dank aus. Dann bat er mich, seine Gefährten losbinden und entknebeln zu helfen.

In zehn Minuten war das Werk vollbracht.

So wie ein Mann losgebunden und entknebelt war, stürzte er sich in den untersten Schiffsraum und verschwand. Mich wandelte die Neugierde an zu erfahren, aus welchem Grunde sie so hastig in den untersten Theil des Schiffes liefen — da sah ich, daß die Unglücklichen ein großes Faß aufgeschlagen hatten und daraus tranken.

Seit drei Tagen hatten sie weder etwas gegessen noch getrunken; aber da sie der Durst mehr als der Hunger geplagt hatte, beeilten sie sich zunächst, den Durst zu stillen.

Zwei Chinesen tranken so viel, daß sie daran starben; ein Dritter aß so viel, daß er plagte.

Die Geschichte dieser unglücklichen Jonke, die uns anfangs so unbegreiflich erschien, war indeß ganz natürlich.

Malabarische Seeräuber hatten sie bei Nacht erstiegen und sich nach einem kurzen Kampfe der Equipage bemächtigt.

Von diesem Kampfe hatten wir die Spuren auf dem Verdecke gesehen.

Um in ihrem Geschäftsbesuche nicht gestört zu werden, hatten die Piraten die Mannschaft gebunden und geknebelt in das Zwischendeck gelegt, den Kapitain oben an. Nun hatten sie genommen, was ihnen gefiel.

Dann, wahrscheinlich in der Hoffnung, eine zweite Reise zu der Jonke zu machen, hatten sie alle Segel zusammengebunden, damit das Schiff nicht fort konnte, und so hatten sie es verlassen.

In diesem Zustande hatte es geschienen, als ob es auf uns fallen wollte.

Die Freude des Kapitains und der Mannschaft läßt sich denken, als sie sich nach einer dreitägigen Angst durch uns, oder vielmehr durch mich, aus einer eben nicht angenehmen Lage befreiet sahen. Nun ließ man eine Art Leiter hinab, und vier meiner Leute stiegen auf das Verdeck, während die beiden andern mein Fahrzeug mit einem

Taue an das Hintertheil der Jonke banden, wo es nur noch die Bedeutung eines Kahn's hatte, der einer gewöhnlichen Brigg folgt.

Nachdem mein Schiff angebunden war, kamen die beiden letzten meiner Leute zu uns.

Nun galt es, die chinesische Equipage wieder herzustellen. Die Unterthanen des erhabenen Kaisers sind weder die tapfersten, noch die geschicktesten Seeleute der Erde; und daher kam es, daß sie laut schrien und tüchtig wirthschafteten, ohne vorwärts zu kommen. Wir mußten uns ihrer annehmen.

Als die Verwundeten verbunden, die Todten in das Meer geworfen und die Segel wieder aufgespannt waren, entschied man, daß es unnütz sei, den Weg nach Madras fortzusetzen, da die Ladung an Bord der Piraten übergegangen sei. Der Kapitain Tsing-Fong wollte den Weg zurückgehen, den er gekommen war. Er hatte die Absicht gehabt, in Madras eine Ladung Cardamom einzunehmen, und ich war gerade mit Cardamom beladen. Aber es läßt sich denken, daß die Seeräuber zuerst nach der Kasse des Kapitain's Tsing-Fong gegriffen hatten. Da man die Kasse nicht in dem Zustande fand, daß sie die achttausend Rupien, wozu meine Ladung geschätzt war, zahlen konnte, so ward beschlossen, daß wir zusammen nach Manilla gingen, wo der Kapitain Tsing-Fong einen Correspondenten hatte, und wir folglich, vermöge des Credits, den er von Malaga bis Corea genoß, unser Geschäft abschließen konnten. Da ich keinem andern Orte der Welt den Vorzug gab, so nahm ich den Vorschlag an, aber unter der

Bedingung, daß man mich über das Verhalten zu Rathe ziehen müsse, wenn ich die Bekanntschaft der Piraten machen sollte.

Der Kapitain Tsing-Fong machte Anfangs entweder aus Eigenliebe oder aus Mißtrauen einige Schwierigkeiten; aber als er sah, daß seine Maschine in Folge unserer Manöver wie eine Tonne rollte und das Wasser wie ein Fisch durchschnitt, kreuzte er die Hände auf seinem Bauche, wackelte mit dem Kopfe und stieß zwei oder drei Mal die Sylben hi = o, hi = o aus, was bedeutet: Wunderbar!

Dann kümmerte er sich um Nichts mehr.

Nachdem wir ohne Unfall die Meerenge von Malacca durchfahren und die kleine Insel Corregidor umschiffet, die wie eine Bedecke am Eingange der Bai liegt, erreichten wir die Mündung des Passig, und gingen frisch und gesund dem Zollhause gegenüber vor Anker.

Der Kapitain Tsing-Fong hatte mir kein leeres Versprechen gemacht; gleich am Tage unserer Ankunft führte er mich zu seinem Correspondenten, einem reichen Cigarrenfabrikanten, und dieser erbot sich, mir entweder achttausend Rupien baar zu zahlen, oder für eine gleiche Summe Waaren zu liefern. Er fügte hinzu, daß er das bei einem Preis anschlagen wolle, den er bei seinen ausgebreiteten Handelsverbindungen nur allein gewähren könne.

Die Philippinen-Inseln können wirklich als eine Welt-niederlage betrachtet werden. Man findet hier das Gold und das Silber von Peru, die Diamanten von Golconda,

die Topasen und Saphire von Ceylon, den Pfeffer von Java, die Gewürznelken und die Muskatennüsse der Molukken, den Kampher von Borneo, die Perlen von Manar, die Teppiche Persiens, die Benzoe und das Elfenbein von Camboie, die Stoffe Bengalens und das Porzellan von China.

Unter allen diesen Dingen hatte ich zu wählen, und ich entschloß mich für die, die mir den größten und sichersten Gewinn versprachen.

Aber da mich Nichts drängte, und da ich mit meinem Cardamom einen hübschen Gewinn gemacht hatte, entschloß ich mich, einige Zeit in Manilla zu bleiben und zu erforschen, welcher Handelszweig wohl der fruchtbarste für einen Mann sein könne, der, nachdem er mit einhundertvierzig Francs angefangen, jetzt dreißigtausend Livres im Handel anlegen konnte.

Meine erste Sorge war nun, die beiden Städte zu besuchen.

Manilla, die spanische Stadt, und

Bidondo, die Stadt der Tagaler.

Die spanische Stadt ist aus Klöstern zusammengesetzt, aus Kirchen und aus viereckigen Häusern mit dicken und hohen Mauern, die von Schießscharten durchbrochen sind, Alles ohne Plan und Anordnung; weite Gärten trennen diese Häuser. Mönche aller Orden und Spanier in Mänteln, die sich entweder in schlechten Palankins tragen lassen, oder ernst, die Cigarre im Munde, einherschreiten, wie alte Castilianer aus der Zeit Don Quixote's,

bevölkern sie. Es bietet die Stadt, die hunderttausend Bewohner fassen könnte, und nur achttausend enthält, einen traurigen Anblick.

Manilla war für mich kein passender Ort, ich beschloß also, mit Bidondo Bekanntschaft zu machen.

Zweites Kapitel.

Nachdem ich am folgenden Morgen meine Chocolate getrunken, schlug ich den Weg nach der bürgerlichen Stadt ein. Je näher ich kam, je deutlicher hörte ich das geräuschvolle Leben, das fern von dem Grabe, das man Manilla nennt, sich entfaltete. Meine Brust athmete freier, und das Grün erschien mir frischer, die Sonne strahlender.

Ich beeilte mich, die Befestigungswerke und die Zugbrücken der Militairstadt hinter den Rücken zu bekommen, und plötzlich fühlte ich mich fröhlich und heiter, als ich die sogenannte Steinbrücke betrat. Hier begann das Leben, oder vielmehr von hier an breitete es sich im Ueberfluß aus.

Auf der Brücke drängten sich Spanier in Palankins, Metis, die zu Fuß liefen und mit großen Sonnenschirmen bewaffnet waren, Creolen, denen ihre Diener folgten, Landsleute, die von den benachbarten Dörfern gekommen waren, chinesische Kaufleute und malaische Arbeiter. Ein solches

Lärmen und Getöse, ein solches Tohu:Bohu machte einem Menschen Vergnügen, der zwei Tage in Manilla wie todt begraben gewesen war.

So lebe denn wohl, finstere Stadt, lebt wohl, langweilige Häuser, leben Sie wohl, edle Herren — und seid begrüßt, fröhliche Vorstädte, begrüßt sei Bidondo, mit Deinen vierzigtausend Einwohnern, mit Deinen eleganten Häusern und Deiner thätigen Bevölkerung; begrüßt sei mir, Du Hafen, wo die Winden kreischen, wo Ballen aus allen vier Weltgegenden rollen, wo chinesische Jonken, Rähne der Wilden aus Neu-Guinea, Briggs, Corvetten und europäische Dreimaster vor Anker liegen. Hier giebt es keine Kategorien, keine Ausschließungen, keine Kasten. Der Mensch gilt, was er werth ist und wird nach dem geschätzt, was er besitzt. Man erkennt ihn auf den ersten Blick an seiner Kleidung, noch ehe man seine Sprache gehört hat. Malaien, Amerikaner, Chinesen, Spanier, Holländer, Madagassier, Indianer sind unaufhörlich beschäftigt, die Fluth der Eingeborenen zu durchschneiden, diesen Ocean von tagalischen Männern und Weibern, welche die Bevölkerung der Insel bildeten, als die Spanier sie eroberten. Die Männer erkennt man an ihrem fast normännischen Costüme, an dem Hemde, das wie eine Blouse über die leinenen Hosen hängt, an dem farbigen Halstuche, an dem Filzhute mit abgenutzten Mändern, an den Schuhen mit Schnallen, an dem Rosenkranze, der den Hals umgiebt, und an der kleinen Schärpe, die sie wie einen Plaid über der rechten Schulter tragen. Die Frauen erkennt man an ihren, durch einen hohen spanischen Kamm zurückgehaltenen Haaren, an

ihrem weißen, nach hinten flatternden Schleier, an dem Canzou von weißer Leinwand, der auf ihre Brust herabspielt und den Theil des Körpers vom Busen bis zum Nabel bloß läßt, an den kaum merklichen Pantoffeln, die den Fuß fast nackt lassen und an der Cigarre, die sich stets zwischen den Lippen befindet und eine Dampf Wolke verbreitet, die ihre Augen noch feuriger macht.

Ah, hier war mein Platz! Gute Nacht, Manilla! Es lebe Bidondo!

Ich kehrte nur nach Manilla zurück, um mein ganzes Gepäck von dort nach Bidondo zu bringen.

Der Correspondent des chinesischen Capitain's billigte meinen Entschluß; er war nach seiner Ansicht der eines vernünftigen Mannes. In Bidondo selbst besaß er ein Haus, in dem er Sonntags von den Beschwerden der Woche ausruhet. Er bot mir eine Art von kleinem Pavillon an, der mit diesem Hause zusammenhing und nach dem Hafen hinausging. Ich erklärte, diesen Vorschlag anzunehmen, wenn er mich als seinen Miethsbewohner betrachten wolle. So ward beschlossen, daß ich jährlich dreißig Rupien, fast achtzig Francs, zahlen und dafür, wie man in Europa sagt, den Nießbrauch des Pavillons haben solle.

Nachdem ich drei Tage beobachtet hatte, gewahrte ich, daß der Hahnenkampf die Hauptindustrie des Tagalens sei.

Es war unmöglich, von einem Ende des Hafendamms von Bidondo bis zum anderen zu gehen, ohne zehn, fünfzehn, ja zwanzig Kreise zu sehen, die sich um zwei

gesiederte Kämpfer gebildet hatten, an dessen Geschick sich die Geschicke von drei, vier, fünf und sechs tagalesischen Familien knüpften, denn es besaß nicht nur jede Familie einen Hahn von guter Race, sondern es warteten auch Verwandte, Freunde und Nachbarn auf dieses Thier. Die Frauen tragen Schildpattkämme, goldene Rosenkränze und Halsbänder; der Mann hat Geld in seiner Tasche und die Cigarre im Munde. Der Hahn ist das verwöhnte Kind vom Hause. Eine tagalesische Mutter beschäftigt sich mehr mit ihrem Hahn, als mit ihren Kindern; sie wäscht ihm die Federn, daß sie glänzen, und schärft ihm die Sporen.

Entfernt sich der Mann, so vertraut er ihn Niemanden an, selbst nicht der Frau; er nimmt ihn unter den Arm, geht mit ihm seinen Geschäften nach, und besucht mit ihm seine Freunde. Begegnet ihm unterwegs ein Gegner, so wird die Herausforderung gemacht und Wetten angesetzt. Die Eigenthümer kauern sich einander gegenüber nieder, treiben ihre Hähne zum Kampfe und bald ist der Kreis gebildet, in dessen Mitte sich die beiden menschlichen Leidenschaften entfesseln: das Spiel und der Krieg. Meizner Treu, das Leben in Bidondo ist ein schönes Leben!

Unter den Tagalern existirt noch eine andere Art von Industrie, die dem Aufsuchen des Stein's der Weisen gleicht, dies ist nämlich das Suchen nach dem Bezoarsteine, der sich in den Leibern gewisser indischer Thiere erzeugt. Wie die Natur aus den Philippinen eine Niederlage aller Gifte der Welt gemacht hat, so hat sie die Inseln auch mit dem Bezoarsteine versehen, der ein Universalgegengift ist.

„Pardieu!“ rief ich aus, den Vater Olifus unterbrechend, „Sie haben das Wort Bezoar ausgesprochen — ich möchte wissen, was es zu bedeuten hat. Ich habe viel von dem Bezoar reden gehört, vorzüglich in „Tausend und einer Nacht;“ ich habe die seltensten Steine gesehen, blaßrothe Rubinen und rohe Granaten, selbst den Karfunkel — aber soviel ich auch suchte, einen Bezoar habe ich nie gefunden, und Niemand konnte mir auch nur ein Stückchen davon zeigen.“

„Ah, mein Herr,“ antwortete Vater Olifus, „ich habe einen gesehen, ich habe einen berührt, ich habe sogar einen verschluckt. Wenn dies nicht geschehen, so würde ich nicht die Ehre haben können, in diesem Augenblicke ein Glas Arrak auf Ihre Gesundheit zu trinken.“

Und Vater Olifus goß sich wirklich ein Glas Arrak ein, das er in einem Zuge auf meine Gesundheit und die Biard's leerte.

„Ah,“ sagte er, „wir haben angegeben, daß der Bezoar existirt, aber wir müssen auch noch hinzufügen, daß es drei Sorten von diesem Steine giebt: den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Kühe, den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Ziegen und den, den man in den Eingeweiden der Affen findet.“

Der Bezoar aus den Eingeweiden der Kühe ist der weniger kostbare. Zwanzig Gran davon sind nicht soviel werth, als sieben Gran von dem, den man in den Eingeweiden der Ziegen findet; und wiederum wiegen sieben Gran eines Bezoar, der bei einer Ziege gefunden worden,

nur einen Gran von dem auf, den man in dem Bauche der Affen findet.

In dem Königreiche Golconda vorzüglich trifft man Ziegen, die den Bezoar erzeugen. Und sind diese etwa von einer besonderen Race? Nein, denn bei zwei Ziegenslämmern von einer und derselben Mutter bringt das eine den Bezoar hervor, das andere nicht. Die Hirten brauchen den Bauch derselben nur auf eine gewisse Art zu berühren, um zu wissen, was sie von der Fruchtbarkeit ihrer Ziegen zu halten haben; sie zählen durch das Fell die Zahl der Steine in den Gedärmen und geben, ohne sich je zu irren, den Werth dieser Steine an. Man kann also den Bezoar auf dem Stiele kaufen.

Aber ein Kaufmann von Goa hat zu der Zeit, wo ich an der Küste von Malabar wohnte, eine seltsame Erfahrung gemacht. Er kaufte in dem Gebirge von Golconda vier Ziegen mit Bezoarsteinen; er entfernte sie zu hundertfünfzigtausenden von dem Orte ihrer Geburt: dann öffnete er schnell zwei von ihnen und er fand die Steine in dem Körper vor, aber von geringerem Umfange. Zehn Tage später tödtete er wieder eine. Bei der Besichtigung des Thieres ergab es sich, daß es den Bezoar zwar bei sich getragen, aber er war verschwunden. Nach Verlauf eines Monat's tödtete er eine vierte Ziege. Hier fand man keine Spur von dem kostbaren Steine; er war völlig verschwunden.

Hieraus ergibt sich, daß es in den Gebirgen von Golconda einen besonderen Baum oder ein eigenes Kraut

geben muß, die die Bildung des Bezoar bei den Kühen und Ziegen befördern.

Daher gehen die Tagaler auf die Affenjagd, das heißt, sie machen Jagd auf Affen, welche diese Steine bei sich tragen, und diese Jagd ist ein Hauptzweig ihrer Industrie. Ein einziger Bezoar von einem Affen ist tausend, zwei tausend, dreitausend Livres werth, weil ein kleines Stückchen davon, wenn man es in einem Glase Wasser auflöst, das schrecklichste Gift der Philippineninsel unschädlich macht.

Es ist unglaublich, wieviel man das Gift anwendet. Die Männer entledigen sich dadurch ihrer Frauen, die Frauen ihrer Männer, die Nessen ihrer Onkel, die Schuldner ihrer Gläubiger u. s. w. Und dazu wählen sie gewöhnlich die Zeit der Cholera oder der Pest, weil die Symptome dieser Krankheiten sich von denen einer Vergiftung nicht unterscheiden lassen.

Das chinesische Geschlecht ist in Bidondo das vorherrschende. Die Chinesen bewohnen an den Ufern des Passig einen schönen Stadttheil. Ihre Häuser sind halb aus Stein, halb aus Bambus erbaut; sie sind schön, lustig und im Innern mit Gemälden ausgeschmückt. Und was für Kaufläden und Magazine befinden sich in dem Erdgeschoße! Schon bei dem Anblicke allein läuft einem das Wasser in dem Munde zusammen.

Da ich einem chinesischen Kapitain das Leben gerettet, und eine chinesische Equipage und eine Jonke dem drohenden Untergange entrissen hatte, war ich in Bidondo gut empfohlen. Außerdem machte der Correspondent des Kapitain's Tsing-Fong, derselbe, von dem ich den Pavillon ge-

miethet hatte, mit den Unterthanen des erhabenen Kaisers seine Haupthandelsgeschäfte.

Den ersten Sonntag, den er in Bidondo zubrachte, widmete er ausschließlich mir. Er fragte mich, ob ich die Jagd liebe und Jäger sei. Ich beantwortete diese Frage mit „Ja!“ Nun sagte er mir, daß er für den folgenden Sonntag mit einigen Freunden eine Jagdpartie arrangirt habe und daß ich dabei sein könne, wenn ich Lust dazu hätte. Ich brauche mich um Nichts zu kümmern, da ich eine vollständige Jagdequipage vorfinden würde.

Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an.

Die Jagd sollte in den Umgebungen eines schönen Binnensee's, der den Namen Laguna führte, stattfinden. Um zu diesem See zu gelangen, mußte man den Passig aufwärts fahren.

Den folgenden Sonntag verließen wir Bidondo. Wir bestiegen eine Barke, die mit sechs kräftigen Ruderern besetzt war. Und diese waren nöthig, um dem Strome des Flusses entgegenzufahren.

Drittes Kapitel.

Wir hatten eine köstliche Spazierfahrt. Die beiden Ufer des Flusses boten schöne, manchfaltige Aussichten. Rechts und links fuhren Wilde in ihren Kähnen aus Baumstämmen vorbei; sie gewährten das schönste Bild, das man sich denken kann.

Nach einer dreistündigen Fahrt hielten wir bei einem reizenden Fischerdorfe an, dessen Bewohner Abends nach Bisdondo gehen, um dort das Ergebniß des täglichen Fischfang's zu verkaufen.

Wir hielten an, um ein Mittagessen einzunehmen, und unsern Ruderern Ruhe zu gönnen.

Als das Mahl eingenommen war und unsere Ruderer sich erholt hatten, machten wir uns wieder auf den Weg.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, sahen wir den See Laguna, der dreißig Meilen im Umfange hat, wie einen großen Spiegel vor uns flimmern.

Gegen sieben Uhr Abends fuhren wir in den See ein. Zwei Stunden später befanden wir uns bei dem Freunde unsers Correspondenten.

Dieser Freund war ein Franzose und nannte sich Herr von la Geronnière. Seit fünfzehn Jahren bewohnte er eine reizende Besitzung am Gestade des See's Laguna. Diese Besitzung führte den Namen Sala-Sala. Er empfing uns mit einer ganz indischen Gastfreundschaft; aber als er erfuhr, daß ich ein Europäer, ein Franzose sei, als wir einige Worte in unserer Muttersprache gewechselt hatten, die er, außer in seiner Familie, jährlich nur einmal Gelegenheit hatte zu reden, da ward meine Ankunft zu einer wahren Festlichkeit.

Alles ging um so vortrefflicher, da ich weder den Hidalgo, noch den Aristokraten, oder den Grosssprecher machte. Ich sagte ganz einfach: Sie erzeigen mir zu viel Ehre, ich bin ein armer Matrose von Nonnikendam, ein armer Barkenpatron von Ceylon, ein armer Kaufmann von Goa, meine rauhe Hand biete ich frei und offen — man nimmt sie, oder man läßt sie unberührt. Und man nahm den Vater Olifus für den, der er war: für einen braven Mann, der das Maul nicht hängen ließ.

Abends blieb ich meinem Grundsatz getreu, das heißt, ich schmolte weder mit der Flasche, noch mit dem Bette. Ich hatte meine Abenteuer erzählt, und diese Erzählung hatte einen großen Erfolg gehabt; aber sie hatte auch in dem Kopfe des Correspondenten meines Chinesen die Idee erzeugt, mich zum fünften Male zu verheirathen.

Aber ich erklärte ihm, daß ich in meiner Klugheit bes

schlossen habe, mich nie den Frauen wieder anzuvertrauen, da die schöne Nahi-Nava-Nahina, die schöne Ines und die schöne Amaru mich von der Krankheit der Liebe geheilt hätten.

„Bah!“ antwortete mein Correspondent. „Sie haben unsere Chinesinnen von Bidondo noch nicht gesehen. Wenn Sie sie gesehen haben, werden Sie anders reden.“

Ich ging — eine Folge dieses Gespräch's, mit Gedanken an die Ehe zu Bett. Mir träumte, ich heirathete eine chinesische Wittve, die einen so kleinen Fuß hatte, daß ich kaum glauben konnte, sie sei eine Wittve.

Es ist unmöglich, das zu beschreiben, was in meinem Geiste vorging, als das Licht ausgelöscht war, als ich, übermüdet, in einen Zustand der Träumerei versank, der noch nicht Schlaf, aber auch nicht mehr Wachen zu nennen ist. Meine vier Frauen schienen sich am Fuße meines Bettes ein Rendezvous gegeben zu haben. Nahi-Nava-Nahina, Ines, Amaru und Banly-Tching riefen, zogen und zerrten mich, nicht etwa wie zärtliche Ehefrauen, sondern wie Furien, während Schimindra, der der Tod wahrscheinlich Flügel gegeben hatte, über mir kreiste und mich nach Kräften vertheidigte, indem sie die Furien zurückstieß und sie vor die Thüre warf. Kaum aber waren sie draußen, so kam diese unendliche Reihe von Weibern wieder durch das Fenster, warf sich auf mein Bett und faßte mich so heftig, daß ich in Stücke zerrissen wurde; ich hatte schon ein Vorgefühl von dem Augenblicke, wo die eine mir einen Arm ausriß, die andere ein Bein, die dritte dies, die vierte das Glied.

Plötzlich ward die Thür geöffnet, und eine Art Phantom erschien, vor dem die vier indischen Frauen verschwanden, und selbst Schimindra entfernte sich auf einen Wink dieser Erscheinung, die sich ruhig zu mir in das Bett legte.

Bei meiner Ehre, die Letztgekommene leistete mir einen großen Dienst; ich flüchtete mich in ihre Arme, und nach einer Bewegung von einigen Minuten schlief ich ein.

Am folgenden Morgen fiel der erste Tagesstrahl gerade in mein Gesicht, und ich erwachte. Als ich die Augen öffnete, stieß ich einen Schrei der Ueberraschung aus.

Die Buchhold lag an meiner Seite.

Sie war so bleich und so verändert, daß ich den Muth nicht hatte, ihr diesen Besuch zum Vorwurf zu machen; mir schien, als ob sie nicht lange mehr leben würde.

Außerdem erinnerte ich mich auch des Dienstes, den sie mir in der Nacht geleistet hatte.

„Wie, Sie sind hier?“ fragte ich.

„Ja, ich, so leidend ich auch bin; ich habe nicht gezögert, Ihnen in Person eine gute Nachricht zu bringen.“

„Ach ja, Sie sind entbunden, nicht wahr?“

„Von einem reizenden Töchterlein. Ich habe sie Margarethe genannt, wie ich Ihnen versprochen.“

„Und wer ist ihr Pathe?“

„Ah, Sie werden stolz darauf sein, mein Freund! Es ist einer der berühmtesten Professoren der Universität Leyden, der Doctor Van Holstentitius.“

„Ja, ich kenne ihn.“

„Er hat mir versprochen, das theure Kind zu lieben, als ob er der Vater desselben wäre; aber . . .“

„Nun, aber?“

„Ich fürchte, wenn ich nicht mehr da sein werde . . .“

„Wie, wenn Sie nicht mehr da sein werden? Haben Sie denn Nonnikendam verlassen, um nie wieder dorthin zurückzukehren?“

„Im Gegentheil, mein Freund, ich werde ohne Zögern wieder abreisen, seien Sie unbesorgt; aber wir sind nicht unsterblich, und wenn ich zufällig sterben sollte, so sind unsere armen Kinder . . .“

„Hat nicht ein jedes Kind seinen Pather, der es liebt, als ob er sein Vater wäre? Ist da nicht der Bürgermeister Van Elief, der Ingenieur Van Brock, der hochwürdige Van Cabel, der Doctor Van Holstentitius, u. s. w.“

„Leider!“ antwortete die Buchhold. „Ich weiß, da es mir mit Ihnen selbst begegnet ist, wie weit man den Versprechungen der Männer trauen kann. Hätte ich den Gesvatter Simon Van Groot nicht, ich wüßte nicht, was aus mir und den Kindern, die ich schon habe und die ich noch bekommen kann, werden sollte.“

„Wie, die Sie noch bekommen können? Was für einen Datum haben wir?“

„Den 28. October.“

„Aber welchem Heiligen oder welcher Heiligen ist dieser Tag gewidmet?“

„Zweien großen Heiligen, mein Freund: dem Sanct Simon und dem Sanct Judä.“

„Ah,“ rief ich, „das ist vortrefflich! diesmal wette ich, daß es Zwillinge sind.“

„Auf jeden Fall,“ sagte die Buchhold; „es werden die letzten sein.“

„Wie so?“

„Ja, haben Sie nicht bemerkt, wie ich verändert bin?“

Von dieser Veränderung war ich auf den ersten Blick betroffen gewesen, wie ich bereits gesagt habe.

„Es ist wahr,“ antwortete ich; „was ist Ihnen geschehen?“

Sie lächelte trübselig.

„Glauben Sie, daß Reisen, wie ich sie gemacht habe, nicht anstrengen? Ich habe Ihnen viermal einen Besuch abgestattet — der Weg hin und zurück beträgt 32,000 Meilen, also viermal die Tour um die Welt. Finden Sie viel Frauen, die so etwas ausführen können? Und zwar für einen Taugenichts von Mann, der nur daran denkt, sie zu betrügen?“

Die Buchhold vergoß einige Thränen.

Ich ward davon gerührt, denn das, was sie mir sagte, war wahr.

„Nun, warum sind Sie denn gekommen?“ fragte ich.

„Weil ich Sie, wie es auch sein möge, liebe. Ach, wären Sie in Nonnikendam geblieben, wir könnten sehr glücklich sein!“

„Mit Ihrem liebenswürdigen Charakter, nicht wahr?“

„Was wollen Sie? Die Eifersucht hat meinen Charakter verdorben. Und woher kommt die Eifersucht? Von dem Uebermaße meiner Liebe. Heute sind fünf Jahre verflossen,

seit Sie nach Amsterdam, Sidam und Stavorn gereist sind — sind dies etwa unschuldige Reisen?"

Ich kratzte mich hinter den Ohren.

„Ah!“ antwortete ich, um nicht zu lügen.

„Sie sehen also, daß Sie im Unrechte sind. Haben Sie mir etwas Aehnliches vorzuwerfen?"

„Nein, so lange ich dort war — ich weiß es wohl.“

„Aber mir scheint, daß Sie von jener Zeit an . . .“

„Ja, da ist die Sache verwickelt geworden. Ich kann dazu immer noch Nichts sagen, da der Schein gegen mich ist, und das Datum genau stimmt, nicht wahr?"

„Ganz genau.“

Ich seufzte.

„Es ist wahr,“ sagte ich mit einem Anfluge von Philisosophie, „man muß weit gehen, um sein Glück zu finden.“

„Ja, und man findet dann Frauen, nicht wahr? Besehen wir uns Ihre Frauen einmal näher.“

„Nein, das verlohnt sich der Mühe nicht, ich kenne sie. Außerdem ist mir die Lust zu heirathen, oder vielmehr zu den Heirathen, vergangen.“

„Leider, mein armer Freund, war nur das Haus, der Herd und die Kinder vorhanden. Aber ich werde ruhig sterben, wenn ich die Hoffnung habe, daß in Ermangelung der Mutter . . . meine armen Kinder . . . O lehren Sie zurück . . . Sie werden Alles vorfinden, ausgenommen mich.“

„Das wäre!“

„Ich weiß, was ich sage!“ fügte sie hinzu, indem sie

seufzend mit dem Kopfe schüttelte. „Ich werde also ruhig sterben, wenn . . .“

„Es ist gut! Es ist gut! Machen Sie mich nicht weich. Man wird ja sehen, was geschieht. Kehren Sie zurück.“

„Ich muß ja wohl!“

„Und melden Sie mich an.“

„Wahrhaftig?“

„Galt! Ich verpflichte mich zu Nichts; aber ich werde thun, was ich kann — das ist Alles!“

„Leben Sie wohl. Ich reise in dieser Hoffnung ab.“

„Reisen Sie, meine liebe Freundin. Wer am Leben bleibt, wird ja sehen . . .“

„Ja, wer am Leben bleibt! Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“

Die Buchold umarmte mich noch einmal, seufzte, und entfernte sich.

Diese Erscheinung der Buchold hatte einen andern Eindruck auf mich ausgeübt, als die vorhergehenden Erscheinungen. Außerdem hatten die holländischen, wie ich bereits gesagt habe, keinen Vorzug vor den cingalesischen, den spanischen, malabarischen und chinesischen. Die arme Schimindra allein konnte dem europäischen Einflusse die Wage halten. Aber man begreift wohl, daß sie die Geschichte mit dem elenden Affen gegen sich hatte.

Wie dem nun auch sein mochte — ich dachte nur daran, meine Geschäfte zu ordnen, und nach Europa zurückzukehren.

Aber bevor ich zurückkehrte, war meine erste Sorge, mir über das Schicksal Schimindra's Gewißheit zu verschaf-

fen. Ich ließ ihr die Nutzung meiner Cigarren, den Rest meines Bezoar's, der zwar etwas schmal geworden, aber immer noch seine zwei bis dreitausend Rupien werth war, und zwar um so unbestreitbarer, da er seinen Werth bewiesen hatte.

Banly-Tching war verschwunden und hatte ihre Kassette mit sich genommen. Während der fünf Monate, die ich noch in Bidondo wohnte, hat man Nichts mehr von ihr gehört.

Am 15. Februar 1829 endlich, ungefähr sechs Jahre nach meiner Ankunft in Indien, verließ ich Bidondo. Ich hatte eine Summe von 45,000 Francs erworben, die mein chinesischer Correspondent einkassirte und mir dafür gute Wechsel auf die ersten Häuser von Amsterdam gab.

Die Windstille unter dem Aequator machte die Uebersahrt sehr lang.

Sechs Monate nach meiner Abreise von Manilla kamen wir bei dem Vorgebirge Finisterrä an; wir umschifften Cherbourg, gingen in den Kanal La Manche, und warfen endlich am 18. August 1829 im Hafen von Rotterdam die Anker aus.

Da ich keinen Grund hatte, hier länger zu bleiben, so nahm ich noch denselben Tag einen Wagen nach Amsterdam. Hier nahm ich einen Kahn, der mich nach Rotterdam brachte.

Dieser Kahn gehörte zufällig meinem alten Freunde, dem Fischer, der mich sechs und ein halbes Jahr zuvor an Bord des „Johannes De Witt“ gebracht hatte; demselben, den ich das Ueberfahrts-geld nicht hatte bezahlen können, und der nichtsdestoweniger versprochen hatte, auf meine Gesund-

heit zu trinken. Er hatte dieses Versprechen treulich gehalten.

Statt eines Sack's voll Kieselsteine, hatte ich diesmal ein Portefeuille mit fünfundvierzigtausend guter Livres in meiner Tasche.

Als wir in Nonnikendam landeten, gab ich ihm nicht nur das letzte Ueberfahrts-geld, ich gab ihm auch die Interessen und die Interessen der Interessen von sechs Jahren, so daß er fünfundzwanzig Florins erhielt, ein Handgeld, das er seit langer Zeit nicht bekommen hatte.

Dann schlug ich den Weg nach meinem Hause ein.

Schon von Weitem sah ich an der Thür eine Amme in Trauer, die zwei Säuglinge wartete.

Ich begriff Alles.

Ich trat in die Stube des Erdgeschosses, in der sich meine drei Söhne und meine Tochter befanden.

Die drei Knaben liefen davon, als sie mich sahen.

Da meine Tochter noch nicht allein gehen konnte, war sie gezwungen zu bleiben.

Ich begriff, daß ich diesen armen, unschuldigen Kindern nur ein Fremder war; ich nahm meine kleine Margarethe in die Arme, die laut schrie, und ging mit ihr nach der Thür, damit mich die Nachbarn erkennen sollten.

Simon Van Groot, der erfahren hatte, daß ein Fremder angekommen sei, lief eben dem Hause der Buchhold zu. Er zweifelte an der Wahrheit, aber ein Augenblick reichte hin, um Alles aufzuklären.

„Wo ist die arme Buchhold?“ fragte ich.

„Du kommst zwei Monate zu spät, mein armer Ols

fus," antwortete Simon Van Groot; „die Buchold ist gestorben, nachdem sie Deinen Zwillingen das Leben gegeben hatte.“

„Ja, am Tage Simon und Judä.“

„Ganz recht. In Deiner Abwesenheit habe ich für die Familie gesorgt. Die Gläubiger hatten das Haus verkauft, ich habe es zurückgekauft; sie hatten die Möbel verkauft, ich habe sie wiedererstanden. Da ich wußte, daß Du einst wiederkommen würdest, so wollte ich, daß Du, außer der Vermehrung der Kinder, Alles in dem alten Zustande vorfinden solltest.“

„Danke, Van Groot!“

„Es fehlt nichts, als unsere arme Buchold.“

„Simon, sind wir nicht Alle sterblich?“

„Leider! Du wirst nie ihres Gleichen finden, Olifus.“

„Das ist wahrscheinlich.“

Weinend umarmten wir uns. Dann ordnete ich mit Van Groot meine Rechnungen.

Ich zahlte ihm den Preis für das Haus und die Möbel zurück, die ich für Margarethen aufbewahrte.

Dann setzte ich jedem Knaben sechstausend Francs aus, und behielt mir die Interessen bis zu ihrer Majorität vor.

Neuntausend Francs behielt ich für mich, um Niemandem lästig zu fallen, um nur in meine Tasche zu greifen, wenn ich Rum oder Arrak trinken wollte.

„Sie haben also die Buchold nicht wiedergesehen?“ fragte ich.

„O ja, ein Mal. Sie kam, um mir zu erzählen, daß

ich für immer von ihr befreit sei, da sie sich mit Simon Van Groot, den man Abends zuvor begraben hatte, wieder verheirathen wolle. Der alte Spitzbube hatte verlangt, daß man ihn neben ihr beerdigen solle. Auf diese Weise,“ fügte Vater Olifus hinzu, indem er seine letzte Flasche Arrak leerte, „bin ich ihrer für diese und für die andere Welt los geworden. Ich hoffe es wenigstens.“

Vater Olifus brach in ein seltsames Lachen aus; dann rollte er unter den Tisch und gleich darauf verrieth ein Schnarchen, daß dieses reine und vorwurfsfreie Herz sich einem sanften Schlafe überlassen hatte.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür. Als ich den Kopf wandte, ließ sich eine sanfte, harmonische Stimme vernehmen.

Diese Stimme war die Margarethen's, die, eine Lampe in der Hand haltend, auf der Thürschwelle erschien.

„Es ist Zeit, meine Herren, daß Sie zur Ruhe gehen,“ sagte sie. „Ich werde Sie auf Ihr Zimmer führen. Mein armer Vater hat Sie mit seinen Geschichten wohl recht ermüdet, nicht wahr? Man muß Nachsicht mit ihm haben. Er ist sechs Jahre, während unsere arme Mutter lebte, in dem Irrenhause zu Horn gewesen; er hat es, noch nicht völlig geheilt, verlassen. Närrische Einfälle und seltsame Geschichten arbeiten in seinem Gehirne, vorzüglich seit er starke Liköre trinkt, was oft geschieht. Aber stets kehrt sein Verstand zurück, wenn er erwacht und er wird seine Reisen nach Indien vergessen, Reisen, die nur in seiner Einbildung existirt haben.“

Nach dieser Erklärung legten wir uns schlafen; sie er-

Abent. e. Bret. Edelm. 1c. 1. Bd. 3

schien uns glaubhafter, als Alles, was Vater Olifus uns erzählt hatte.

Am folgenden Morgen verlangten wir ihn zu sehen, um Abschied von ihm zu nehmen. Aber man sagte uns, daß er mit Tagesanbruch ausgegangen sei, um einen Reisenden nach Stavorin zu bringen.

Wir verließen also Nonnikendam, ohne zu erfahren, ob uns der alte zahnlose Mund des Vaters Olifus oder der niedliche und frische Mund seiner Tochter Magarethe belogen hatte.

Aber Etwas sprach gegen die schöne Birthin zum „tropischen Manne,“ nämlich der Umstand, daß sie Abends zuvor sich nur durch Zeichen verständlich gemacht hatte und daß sie am anderen Morgen plötzlich französisch sprach, um uns die oben angeführte Erklärung zu geben.

Es bleibt dem Urtheile der Personen, die in Indien gewesen sind, überlassen, zu entscheiden, ob Vater Olifus wirklich die Länder, die er beschrieb, gesehen hat, oder ob er ganz einfach Madagascar, Ceylon, Negundo, Goa, Calicut, Mailla und Bidondo von dem Irrenhause zu Horn aus kennen gelernt.

Wir lassen nun den bretagnischen Edelmann erzählen, und beginnen mit einem neuen Kapitel.

Erstes Kapitel.

Der 9. October 1819 schiffte ich mich auf dem „Cultivateur,“ einem halb verfaulten Dreimaster ein; er ward von einem alten Kapitain befehligt, der seit langer Zeit nicht zu Schiffe gewesen war.

Also ein alter Kapitain und ein altes Schiff waren die Bedingungen, unter denen ich diese Reise antrat. Ich muß hinzufügen, daß ich eine Soldzulage erhalten hatte.

Wir gingen in Bourbon vor Anker, segelten an der ganzen Küste von Sumatra entlang, an einem Theile von Java, den Inseln der Meerenge von Conde und Banca vorbei, und kamen den 4. Juli 1820, acht Monate nach unserer Abfahrt von Nantes, in der köstlichen Bai von Manilla an.

Der Cultivateur warf bei der kleinen Stadt Cavite Anker.

Ich suchte um die Erlaubniß nach und erhielt sie,

mich auf dem Lande einzurichten; nun miethete ich eine kleine Wohnung in Cavite selbst, das fünf oder sechs Meilen von Manilla entfernt liegt.

Die Freiheit, in Cavite zu wohnen, entband mich von den Verpflichtungen gegen meine Rheder nicht; ich wartete meines Amt's am Bord des Cultivateur und fuhr fort, der Equipage meine Sorge zu widmen.

In den Jahren 1819 und 1820 hat unser Handel zahlreiche Expeditionen nach den Philippinen ausgeführt; es lagen mehrere französische Schiffe in dem Hafen von Cavite. Ich machte unter den Officieren einige Bekanntschaften und schloß mit Herrn von Malvilain, von dem ich später reden werde und dem Herrn Drouand, der eine Marseiller Brigg commandirte, Freundschaft; endlich auch noch mit dem Doctor Charles Benoit, der Schiffsarzt auf dem großen Dreimaster „Alexander“ aus Bordeaux war.

Benoit hatte einen kleinen Streit mit seinem Kapitain gehabt; er kam an's Land und richtete sich in Cavite bei mir ein.

Wir führten nun eine Wirthschaft zusammen, eine wahre Junggesellenwirthschaft. Unser Personal bestand aus einem alten Indianer, der die Küche besorgte und aus einem jungen, der die Stelle des Kammerdieners und Lakaien vertrat.

Die Zeit verfloß rasch und in der Sorglosigkeit des Alters, in dem wir damals standen, ohne uns um die Zukunft zu kümmern. Da trat plötzlich ein unvorhergesehener Fall ein, der uns trennte.

Eines Sonntags brachte ich den Abend bei dem Sou-

verneur von Cavite zu. Da trat Benoit ein; seine Kleider waren in Unordnung und seine Gesichtszüge verstört, als ob ihn ein großes Unglück betroffen hätte.

„Wir sind bestohlen, ausgeplündert und beraubt,“ sagte er; „wir besitzen Nichts mehr. Unser Kammerdiener hat die Koffer erbrochen, hat sich unsers Geldes, unserer Kleider, Alles dessen bemächtigt, was wir besitzen und ist entflohen!“

Der Gesichtsausdruck Benoit's hatte in mir den Glauben an ein größeres Unglück angeregt, als an das, was er mir mittheilte. Fast lächelnd antwortete ich ihm:

„Einer solchen Kleinigkeit wegen sind Sie so bestürzt? das verlohnt sich der Mühe nicht. Santiago hat nur wenig entwendet, denn wir besitzen Beide kein großes Vermögen. Und wenn wir auch Alles verloren haben, wie Sie sagen, so bleiben uns doch unsere Schiffe im Hafen, auf denen wir stets ein Bett und Nahrung finden. Beruhigen Sie sich und sehen Sie nach, ob Santiago etwas vergessen hat, oder ob es möglich ist, seine Fahrte zu entdecken.“

Wir gingen in unsere Wohnung, wo ich bald die Ueberzeugung gewann, daß Freund Benoit Recht hatte, soweit es ihn betraf. Santiago hatte buchstäblich Alles mitgenommen, was ihm gehörte; meine Sachen hatte er gewissenhaft respectirt.

Diese Rücksicht, die Santiago für mich an den Tag gelegt, war mir ein Räthsel. Einige Tage später erklärte es mir mein alter Koch folgendermaßen:

„Ihr Landsmann,“ sagte er, „ist kein guter Christ, er ist ein judio (Jude). Nie betete er das Angelus, er that

vielmehr das Gegentheil. Wenn die Glocke die Gläubigen zur Andacht rief, so nahm er sein Flageolet und begann zu spielen, als ob er das Gebet verhöhnen wollte.“

Es verhielt sich so und Santiago hat ohne Zweifel ein verdienstliches Werk zu thun geglaubt, indem er einen Ungläubigen befehlt.

Ich machte mein Inventarium. Die Betrübniß meines Freundes rührte mich so, daß ich ihm vorschlug, Santiago zu verfolgen. Wir stiegen zu Pferde und schlugen die Richtung ein, die er genommen haben mußte.

Die Nacht war finster, daß wir Mühe hatten unsere Pferde zu leiten. In kurzer Entfernung von dem Flecken San-Rock geriethen wir in einen tiefen Flugsand, in dem die Beine unserer Pferde halb versanken. Benoit war kein guter Reiter und ein Sturz machte ihn völlig muthlos. Er bat mich, umzukehren. Am folgenden Morgen reiste er nach der Hauptstadt, wohin er glaubte, daß sein Dieb sich geflüchtet habe. Ich sah ihn erst einige Monate später in Manilla wieder.

Nach der Abreise Benoit's erschien mir Cavite und seine Umgebungen ein zu enges Feld, um meinem Gange zu großen Excursionen zu genügen. Mit dem Gewehre auf der Schulter durchstreifte ich das Land in allen Richtungen.

Den ersten Indianer, der mir begegnete, nahm ich zum Führer. In langen Ausflügen durchstrich ich die Gegenden, weniger um zu jagen, als die herrliche Natur zu bewundern.

Ich verstand etwas von der spanischen Sprache und bald erlernte ich auch etwas von der tagaleïschen.

War es poetische Erregung oder der Wunsch Gefahren zu trohen? Ich zog es vor, die einsamen Gegenden zu besuchen, die, wie man sagte, von Banditen unsicher gemacht wurden. Mehr als einmal begegneten mir solche, aber der Anblick meines Gewehrs flößte ihnen Respect ein; ich fürchtete sie nicht.

Ich kann wohl sagen, daß ich um jene Zeit so wenig eine Ahnung von Gefahr hatte — ohne Zweifel war es keine Bravour — daß ich stets bereit war, ihr entgegen zu treten, wenn sich eine solche ankündigte.

Ich wollte Alles sehen, Alles experimentiren, nicht nur die Vegetation, die sich so majestätisch auf dem Boden der Philippinen entfaltete und meine Aufmerksamkeit fesselte, sondern auch die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, die so verschieden von dem waren, was ich bisher gesehen hatte, daß sie meine Neugierde im hohen Grade erregten.

Nachts ging ich zu den indianischen Festen, die in San-Rock, einem großen Flecken bei Cavite, abgehalten wurden. Die Bewohner dieses Fleckens, fast alle Seeleute und Arbeiter, waren als die schlechtesten und verdorbensten Menschen auf den Philippinen bekannt.

Mehr als einmal habe ich bei diesen Festen die blutigsten Auftritte gesehen und daß man wegen einer Geringsfügigkeit die Dolche zog; oft sogar war ich als Vermittler bei diesen Kämpfen eingeschritten.

Einst war ich länger als gewöhnlich bei einem nächtlichen Tanze geblieben und kehrte allein von dem Flecken

nach der Stadt zurück. Mein Weg führte mich über eine Halbinsel, die beide Orte trennte und diese einsame Halbinsel war berüchtigt wegen häufiger Mordanfälle, die dort begangen wurden. In kurzer Entfernung von mir hörte ich verzerrene Stimmen, unter denen ich einige englische Worte unterschied. Dann vernahm ich ein dumpfes Geräusch, ähnlich dem Gestöhn einer Person, die man ersticht.

Es war zwei Uhr in der Nacht und die Nacht war so finster, für Verbrechen so günstig, daß ich annahm, es werde eine Missethat verübt. Ohne zu überlegen eilte ich dem Orte zu, von woher das Gestöhn zu mir drang.

Kaum war ich einige Schritte weit vorgedrungen, als ich eine Gruppe Indianer bemerkte, die, wie es mir schien, eine Person nach dem Ufer des Meeres schleppten. Ich begriff ihre Absicht und einige Minuten später hätten sie sicher ein Opfer in die Fluth geworfen.

Entschlossen, ihm Hilfe zu bringen, drang ich vor. In der Hoffnung, die Aufmerksamkeit irgend eines verspäteten Vorübergehenden zu erregen, rief ich so laut, als es mir möglich war:

„Was geschieht hier? Ihr seid wenigstens zehn gegen einen! Laßt diesen Menschen los, mißhandelt ihn nicht, oder Ihr sollt mich kennen lernen!“

Entweder weil sie so plötzlich überrascht wurden, oder weil sie Furcht hatten, hielten die Indianer an und antworteten:

„Lassen Sie uns, wir wissen, was wir thun. Dieser Engländer schuldet uns einen Piaster und will ihn nicht bezahlen.“

„Ein Engländer weigert sie nie, seine Schulden zu bezahlen. Es waltet ohne Zweifel ein Mißverständnis ob. Man lasse ihn ohne Widerrede los, ich verbürge mich für ihn!“

Die Sicherheit, mit der ich sprach, ließ sie glauben, daß ich nicht allein sei; sie ließen den Engländer los, der mit einem Satz zu mir sprang. Nachdem er sich von dem Knebel befreit, der ihn zuvor am Rufen gehindert, begann er wie ein Verzweifelter zu fluchen. Die Indianer umringten mich und suchten alle zugleich mir Aufklärungen zu geben, die fast wie Drohungen klangen, da sie nun sahen, daß ich allein war. Ich wollte sie nicht hören und wandte mich an den Engländer in einer Sprache, die er ohne Zweifel nicht verstand, aber den Indianern bekannt war.

„Sie haben Unrecht,“ sagte ich; „diese braven Leute haben Ihnen einen Dienst geleistet und Sie wollen dafür nicht erkenntlich sein. Man verlangt von Ihnen einen Pfaster, ich werde ihn für Sie bezahlen, damit der Streit zu Ende komme. Folgen Sie mir. Hier, meine Freunde, habt Ihr Euern Lohn und nun entfernt Euch!“

Der Pfaster machte jede weitere Erklärung unnütz. Die Indianer begleiteten uns bis an die ersten Häuser der Stadt. Nachdem sie mir ihre Ergebenheit und Dankbarkeit dafür zu erkennen gegeben, daß ich ihnen die Nothwendigkeit erspart, sich an einem schlechten Schuldner zu rächen, wie sie sagten, verließen sie uns.

Der Engländer, der einem auf der Rhede liegenden Schiffe angehörte, dankte mir und kehrte zu seinem Fahr-

zeuge zurück. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Einige Tage später mußte ich meine Lieblingskavergänge und Ausflüge einstellen. Die Cholera, diese schreckliche Plage, war in Manilla ausgebrochen.

Zweites Kapitel.

Die Cholera in Manilla. Mehelei der Europäer.

Im September 1820 brach die Cholera zum ersten Male in Manilla aus.

Bis dahin hatte diese schreckliche Plage das indische Festland nicht überschritten.

Ein Schiff, mit Baumwollstoffen beladen, kam aus Madras und ward durch einen Sturm nach Manilla verschlagen, dem Orte seiner Bestimmung. Mehrere Ballen waren vom Meerwasser durchdrungen und verdorben. Der Verwahrer ließ sie an Bleicher, welche die Vorstadt von Manilla, Sanpaloc, bewohnten, übergeben.

Kaum waren die Ballen geöffnet, als die schreckliche Krankheit unter den Bleichern ausbrach. Einige Tage später verbreitete sie sich unter die ganze Bevölkerung der Vorstadt.

Von da aus ging sie nach Manilla über, und bald verbreitete sie sich über die ganze Insel Luzon.

Diese Epidemie raffte Tausende von Indianern fort.

Tag und Nacht wurden die Straßen von Manilla von Wagen durchkreuzt, die mit Leichen angefüllt waren.

Die Einwohner schlossen sich in ihren Häusern ein und wendeten verschiedene Mittel an, um sich vor Ansteckung zu wahren.

In einigen Häusern brannte man aromatische Kräuter an und räucherte alle Zimmer aus.

In andern besprengte man die Zimmer mit Weinessig. Aber Nichts setzte der Verheerung einen Damm entgegen. Die Bestürzung ward allgemein. Es gab keine Geschäfte, keine Spaziergänge, keine Zerstreungen mehr.

Jede Familie blieb in ihrer Wohnung.

Die Frauen und die Kinder knieten vor dem Bilde Christi und fleheten laut sein Erbarmen an.

Einige spanische Aerzte waren aus der Hauptstadt entflohen, und die, die mit den beiden Franzosen, Godefroy und Charles Benoit, zurückgeblieben waren, konnten die zahlreichen Kranken nicht befriedigen, die ihre Hilfe nachsuchten.

Die Indianer, die ein solches Absterben bisher nicht gesehen hatten, bildeten sich ein, daß die Fremden ihre Brunnen und Bäche vergifteten, um die Bevölkerung zu vernichten und sich des Landes zu bemächtigen.

Diese verhängnißvolle Ansicht, die bald die schrecklichsten Folgen hatte, lief von Mund zu Munde.

Der Gouverneur der Insel ward davon benachrichtigt. Damals war General Folguerai, ein vortrefflicher, aber schwacher und kleinmüthiger Mann, Gouverneur.

Sei es nun, daß er für die Fremden keine Gefahr erblickte, oder sei es, daß er selbst der Furcht vor der Epidemie erlag — er traf durchaus keine Maßregeln zum Schutze der Fremden.

Den 9. October 1820, an dem Jahrestage meiner Abfahrt von Frankreich, begann ein gräßliches Gemetzel in Manilla und Cavite.

Victor Godesfroy, der Arzt, und sein Bruder, der Naturforscher, die Beide seit Kurzem erst in Manilla angekommen waren, wohnten mit vier Franzosen, Officieren der Handelsmarine, in der Vorstadt Santa Cruz.

An diesem Tage war der Arzt früh ausgegangen, um einen Kranken zu besuchen.

In der Straße riefen ihm einige Indianer zu, daß er ein Vergifter sei.

Nach und nach vergrößerte sich die Zahl dieser Leute, und bald sah er sich von einer drohenden Menge umgeben.

Uguazil's, Gerichtsdienner, kamen herbei, bemächtigten sich seiner und schleppten ihn, wie einen Verbrecher, nach dem Stadthause.

In dem Augenblicke, wo sie seinen Kopf in einen Block *) steckten, um ihn gefangen zu halten, bildete sich

*) Der Block ist dazu bestimmt, die Gefangenen festzuhalten. Er besteht aus zwei Stücken Holz, die acht bis zehn Fuß lang und vermittelst eines Charnier's verbunden sind. In diesen befinden sich Oeffnungen für die Arme, die Beine, den Hals und den Leib. Die beiden Holzstücke werden zusammengeklappt und durch ein Vorhängeschloß geschlossen.

Godefroy ein, der nie eine solche Maschine gesehen hatte, es sei ein Hinrichtungsinstrument, und man wolle sich ihrer bedienen, um ihn zu erwürgen.

In der Hoffnung, sein Leben zu erhalten, sprang er durch ein Gitter und entfloh.

Die Indianer liefen ihm nach, erreichten ihn, und nachdem sie ihm zwei Säbelhiebe über den Kopf versetzt, banden sie ihm die Hände und führten ihn zu dem Corregidor von Tondoc, Herrn Varela, einem Creolen von Manilla. Dieser war ein abergläubischer, ungebildeter Mann, der für sein eigenes Leben zitterte und glaubte, es seien eben so viel Bergifter als Indianer vorhanden.

Er ließ Godefroy vorführen, richtete einige Worte an ihn, und ein Gerichtsdienner mußte ihm dann die Taschen durchsuchen. Man fand ein Fläschchen mit einigen Unzen Laudanum bei ihm.

Der Corregidor glaubte nun mehr als je, an Gift, behandelte den armen Godefroy demgemäß, und schickte ihn in's Gefängniß.

Während des Verhör's, dem der vermeintliche Giftmischer unterworfen ward, versammelten sich einige Tausend Indianer unter den Fenstern des Corregidor's, und forderten, daß man ihnen den Gefangenen überliefere. Um sie zu beruhigen, trat der Corregidor auf den Balcon und redete sie mit lauter Stimme an:

„Hijos (Kinder), der Bergifter sitzt sicher in dem Gefängnisse und wird nach der Schwere seines Verbrechens bestraft werden. Wir werden schon erfahren, ob er strafbar ist. Dieses Fläschchen hat man bei ihm gefunden, das

eine sehr verdächtige Flüssigkeit enthält. Aber wir müssen erst sicher wissen, ob es auch Gift ist. Demnach mögen zwei von Euch mir einen Hund bringen, damit wir sehen, was diese Flüssigkeit für einen Erfolg bei ihm hervorbringt.“

Die Indianer ließen sich nicht lange bitten — sie brachten einen kleinen Hund. Einer öffnete ihm das Maul, während ein Anderer ihm den Inhalt des Fläschchens in die Kehle goß. Die große Masse dieser narkotischen Flüssigkeit äußerte schon nach einigen Minuten ihre Wirkung. Der Hund schwankte einige Schritte fort, dann sank er auf eine Weise zusammen, als ob er vom Tode ergriffen würde.

Der Corregidor und die Indianer hegten nun keine Zweifel mehr. Das so eben vorgenommene Experiment bewies deutlich, daß das Verbrechen der Vergiftung vorliege.

Während der Corregidor dem Gefangenen den Prozeß machen ließ, wälzte sich die Menge der Indianer dem Hause zu, in dem sich der Naturforscher Godofroy mit seinen Freunden befand.

Anfangs blieben sie unter den Fenstern stehen und wagten keinen Angriff. Sie begnügten sich damit, die Scheiben einzuwerfen und zu schreien:

„Nieder mit den Vergiftern!“

Der Gouverneur, den man von den Vorgängen unterrichtet, schickte einen Sergeanten und zehn Soldaten, um die Wohnung der Fremden zu schützen. Die Franzosen, durch das drohende Geschrei der Indianer erschreckt,

waren in ihrem Salon versammelt, hatten einige Paare Pistolen geladen, und schickten sich an, den niederzuschieszen, der es wagen sollte, ihre Schwelle zu überschreiten.

Der Sergeant und seine Leute stiegen die Treppe herauf und zeigten sich an der Thüre. Godefroy und seine Freunde glaubten, man wolle sie angreifen, und feuerten. Ohne das Commando ihres Chefs abzuwarten, schossen nun die Soldaten auf die unglücklichen Franzosen, die, von Kugeln durchbohrt, niedersanken.

Als der Sergeant das Versehen seiner Leute bemerkte, zog er sich erschreckt zurück.

Nun stürzten die Indianer herbei, erdolchten die Verwundeten, plünderten und zerbrachen die Möbel und zogen sich nur dann erst zurück, als sie ihr Mord- und Zerstörungswerk vollbracht hatten.

Ein Indianer, den blutigen Dolch in der Hand, rief mit lauter Stimme der Menge zu, die dicht gedrängt in der Straße wogte:

„Brüder, Ihr seht es Alle, der Gouverneur läßt die Vergifter niederschieszen, die uns verderben wollen. Warten wir nicht, bis die Kastilianer uns rächen, rächen wir uns selbst!“

Die Worte des fanatischen und abergläubischen Indianers wurden mit einem lauten Freudengeschrei aufgenommen. Die Menge theilte sich in Gruppen. Die Gruppen schlugen verschiedene Richtungen ein, um sich in die Stadttheile zu begeben, wo die Fremden wohnten.

Der Kapitain Dibard, der mein Schiff commandirte; sein Factor Pasquier; Grossbon, der Sohn des Generals

dieses Namens, und ein Matrose wohnten in der Vorstadt San = Gabriel.

Man hatte ihnen gesagt, daß die Indianer kämen, um sie anzugreifen. Aber welchen Widerstand konnten schwache Thüren einem Mörderhaufen entgegenstellen, der bereits trunken von Blut und Raublust war? Der Tod schien unvermeidlich. Sie entschlossen sich, zu fliehen. Jeder lief dahin, wo er einen Ausgang zu finden hoffte.

Der Kapitain eilte nach der Küche. Kaum hatte er sie erreicht, als die Menge mit Säbeln und Dolchen hereindrang. Man stürzte sich auf ihn und durchbohrte ihn mit tausend Stichen. Dann rissen sie ihm die Glieder aus und warfen die noch zuckenden durch die Fenster.

Während man den unglücklichen Dibard ermordete, hatten Pasquier, Grosbon und der Matrose, die glücklicher waren, als ihre Kameraden, einen kleinen Hof durchschritten, eine Mauer erstiegen und einen Garten erreicht, wo sie von Madame Escarella, einer muthigen Frau, empfangen wurden.

Um sie zu retten, ließ sie die Flüchtlinge in einen Thurm steigen. Aber kaum hatte sie die Thüre verschlossen, als die Mörder, triefend von dem Blute des unglücklichen Dibard, erschienen und nach der Beute fragten, die ihnen entgangen war.

„Die Franzosen,“ antwortete Madame Escarella, „stehen unter meinem Schutze; ich werde sie nicht ausliefern. Wenn Ihr diese Thüre erbrechen wollt, so müßt Ihr zuvor mich selbst ermorden. Ihr seid sinnlose Menschen! Zieht Euch zurück, oder der Gouverneur, zu dem ich

geschickt habe, wird Euch züchtigen, wie Ihr es verdient.“

Die Energie dieser muthigen Frau imponirte die Mörder; sie zogen sich zurück, um in einem andern Stadttheile Opfer aufzusuchen, die nicht so gut beschützt wurden.

Nicht weit von dem Orte, wo der Mord des Kapitäns Dibard verübt worden, wohnte Herr Lessoup, Kapitain des Schiff's „Alexander“ aus Bordeaux. Sechs Personen von seinen Leuten wohnten bei ihm.

Alle saßen bei Tische, als die Indianer unvermuthet in das Haus drangen, sich über sie stürzten und sie erwürgten, ohne daß auch nur Einer entkam.

In derselben Zeit traf drei Engländer, die in dem angrenzenden Hause wohnten, dasselbe Loos, das die unglücklichen Franzosen ereilt hatte.

Herr Darbel, der Geschäftsführer auf einer Besitzung am Ufer des Passig, hatte sich in ein Boot geworfen, um der Wuth seiner Arbeiter zu entgehen. Er wollte nach Manilla fahren, wo er sich unter den Schutz der Spanier zu stellen hoffte.

Man verfolgte ihn, und er schwebte in Gefahr, in seinem gebrechlichen Fahrzeuge eingeholt zu werden. Da sprang er an das Land. Aber bald war er von Indianern umringt; er hielt seinen Untergang für unvermeidlich und war bereit zu sterben. Gelehnt an eine Mauer, hatte er schon drei Säbelhiebe empfangen, als ein Mestize, der Zeuge der Grausamkeit seiner Landsleute war, aus seinem Hause stürzte, die Menge zertheilte, sich des schon ohnmächtigen Darbel's bemächtigte, ihn aufhob und forttrug.

Diese Handlung des Muthes und der Ergebung rettete Darbel das Leben, aber sie führte den Tod des großmüthigen Nestizen herbei. Die Aufregung und die Kraftanstrengung hatten ihm ein so heftiges Herzklopfen verursacht, daß eine Pulsader zersprang.

Es würde zu lang sein, wollte ich alle Mezeleien und alle Verbrechen aufzählen, die in den Vorstädten und Umgebungen Manilla's an isolirten und wehrlosen Personen verübt wurden. Ich schließe dieses beklagenswerthe Bild durch die Schilderung eines letzten Drama's, dem einer meiner Landsleute, der in Paris wohnt, wie durch ein Wunder entkommen ist.

Herr Gautherin, Commandant eines Schiffs von Bordeaux, und ein alter Husarenkapitain, sein Passagier, der zum Vergnügen reiste, wohnten in einem Hotel, das von einem Deutschen, Namens Untelmann, gehalten ward.

Das Schreien der bewaffneten Indianermenge kündigte ihnen die Gefahr an. Sie wollten fliehen, aber es zeigte sich nirgends ein Zufluchtsort. Da zogen sie sich in eine Schlafkammer zurück und schlossen die Thür.

Der Officier trat einen Augenblick an das Fenster, wich aber sogleich wieder zurück und sagte zu Gautherin:

„Wir sind verloren, Nichts in der Welt kann uns retten. Mein Gott, was beginnen wir?“

„Verbergen Sie sich unter dem Bette,“ sagte Gautherin.

„Was würde mir das nützen?“

„Sie verlängern Ihr Leben um einige Minuten und gewinnen vielleicht Zeit, bis man Ihnen zu Hilfe kommt.“

Ich wollte, ich könnte mich eben so leicht verstecken als Sie — aber bei meiner Wohlbeleibtheit ist es nicht möglich.“

Während dieses kurzen Gesprächs waren die Indianer bis an die Thür gekommen; sie klopfen mit starken Schlägen.

Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Die beiden Freunde umarmten sich, und nahmen den letzten Abschied.

Der Officier verbarg sich unter dem Bette.

Gautherin blieb allein, er duckte sich hinter einen Koffer und verhüllte den Hintertheil seines Körpers mit einer Decke.

Kaum hatte er diese Hülle über sich geworfen, als die Thür eingestossen ward. Die Menge der Indianer stürzte in die Kammer.

Gleich nach ihrem Eintritte bemerkten sie den unglücklichen Husaren-Kapitain; sie zogen ihn bei den Beinen hervor, rissen seinen Körper in Stücke, und warfen diese Stücke durch die Fenster ihren Freunden zu, die nicht, wie sie, ihre Hände mit dem Blute unsers Landsmanns sich besudeln konnten.

Gautherin, unter seiner Decke verborgen, war gegen seinen Willen Zeuge dieser gräßlichen Scene gewesen. Das Blut seines Freundes hatte die Decke benetzt, die ihn barg.

Welche furchtbare Angst, welches schreckliche Gefühl hatte sich seiner bemächtigt! Aber welcher Muth gehörte auch dazu, in völliger Regungslosigkeit zu verbleiben! Das geringste Zucken, selbst ein Athemzug konnte ihn verrathen.

Glücklicherweise wachte die Vorsehung über ihn, und seine Kaltblütigkeit sollte ihm das Leben retten.

Als die Indianer weiter kein Opfer sahen, ließen sie ihre Wuth an den Möbeln aus, die sie zerbrachen.

Bei diesem Zerstörungswerke riß einer von ihnen die Decke zurück, die Gautherin ihrem Anblicke entzog.

Als dieser sich entdeckt sah, richtete er sich rasch empor.

Die unerwartete Erscheinung eines Mannes von der Stärke und Natur Gautherin's überraschte die Mörder, daß sie einen Augenblick stillstanden.

Gautherin benutzte diese Pause, um zu sagen:

„Ich bin Christ wie Ihr, tödtet mich nicht!“

Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ihm zwei Säbelhiebe zwei tiefe Wunden am Kopfe beibrachten. Diese Säbelhiebe brachten eine Reaction in ihm hervor, eine Wuth gegen die Angreifenden.

Beseelt von dem Wunsche, entweder sein Leben zu erhalten, oder sich vertheidigend zu sterben, fuhr er mit der Hand über seine Augen, die das aus der Wunde strömende Blut benäßte, und stürzte sich in seine Feinde, indem er sie mit Faustschlägen und Ellbogenstößen über den Haufen warf. Er erreichte die Treppe, und stieß Alles vor sich nieder, was ihm den Weg vertrat. Er erhielt zwar einen Pikenstich in die Seite, aber diese neue Wunde, die nicht so gefährlich war als die beiden andern, hielt ihn nicht auf.

Verfolgt von seinen Feinden, erreichte er das Erdgeschloß, und trat in den Billardsaal. Nachdem er den Saal durchlaufen, schickte er sich an, durch eine Thür auf die Straße zu stürzen. Aber da sah er einen Indianer, der,

mit einem großen Säbel bewaffnet, den Ausweg bewachte, und seine Waffe erhob, um ihm mit einem Schläge den Kopf zu spalten.

Nun hielt Gautherin seinen Tod für unvermeidlich; aber er verlor den Muth noch nicht. In dem Augenblicke, als er den letzten Stieb empfangen sollte, hob er die Hand, um ihn zu pariren. Diese Bewegung leitete wirklich die Säbelklinge ab, sie traf flach sein Gesicht, und zwar mit nur so wenig Kraft, daß ihn der Stieb betäubte, und daß er ohnmächtig in die Straße fiel.

Seine Mörder hielten ihn für todt. Die Soldaten eines benachbarten Postens, von der Neugierde angelockt, trugen ihn in ihre Wachtstube. Hier legten sie ihn auf ein Feldbett.

Der unerschrockene Gautherin kam bald wieder zu sich; seine Wunden schmerzten heftig, vorzüglich die in der Seite. Ein heftiger Durst verzehrte ihn, er verlangte Wasser.

Aber die indischen Soldaten, die in ihm einen sterbenden Menschen erblickten, achteten nicht auf sein Verlangen.

Ein indischer Pfarrer, den der Zufall in die Wachtstube führte, trat zu ihm heran und sagte:

„Sind Sie Christ?“

„Ja, ich bin Christ wie Sie!“ antwortete Gautherin.

„Da Sie Christ sind, will ich Ihnen die Beichte abnehmen und Ihnen die Sterbesacramente ertheilen.“

„Das ist leider unmöglich! Ich sterbe, und kann kaum noch ein Wort sprechen.“

„In diesem Falle,“ antwortete der gute Pfarrer, „ge-

nügt die Absolution allein, um in der Gnade Gottes zu sterben."

Der fromme Mann begann die Pflichten seines Amtes zu erfüllen.

Nachdem der Pfarrer diese traurige Ceremonie ohne Kerzen, ohne Schmuck, nur in Anwesenheit einiger Soldaten, vollzogen, sagte er zu dem indischen Unterofficier, der den Posten commandirte, man möge dem Sterbenden Wasser geben und ihm die Wunden verbinden lassen.

Der erste Verband und das Wasser, das Gautherin begierig trank, erquickten ihn ein wenig. Die Worte des Trostes, die der Diener des Herrn an ihn gerichtet, hatten ihm die Hoffnung zurückgegeben und seinen Muth neu belebt.

Alle Ereignisse, die ich so eben erzählt, haben in einem Zeitraume von acht Stunden stattgefunden. Mit der einbrechenden Dunkelheit kehrte die Ruhe zurück, und die Mörder gingen nach ihren Wohnungen.

Die Soldatenstadt hatte während dieser achtsündigen Mezelei ihre Thore geschlossen und war den Verbrechen fremd geblieben, die man in den Vorstädten begangen hatte. Bei Einbruch der Nacht öffneten sie die Thore wieder, um einigen Personen, die mitleidig den übrig gebliebenen Fremden Hilfe bringen wollten, den Ausgang zu gestatten.

Der Colonel Manuel Olea durchweilte mit einigen Soldaten die Vorstädte und nahm sich der Verwundeten an, eben so auch derer, die von den Dolchen der Indianer verschont geblieben.

Er holte auch Victor Godefroy aus seinem Gefäng-

nisse. Dann führte er Alle in die Citadelle, wo sie nicht nur in Sicherheit waren, sondern auch den Commandanten Don Alexandro Paremno mit seiner ganzen Familie antrafen, die den unglücklichen Landsleuten alle Sorgfalt angedeihen ließen, welche ihre Lage erheischte.

Am folgenden Morgen griffen die fanatischen Indianer wieder zu ihren Dolchen und durchliefen von Neuem in der Hoffnung die Vorstädte, noch einige Opfer zu finden.

Der schwache und Kleinmüthige General Folgueras fürchtete einen allgemeinen Aufstand und wagte nicht, strenge Maßregeln zu ergreifen; er ließ nur einige der Wüthendsten verhaften.

Der Erzbischof in seinem Priesterkleide, das heilige Sacrament in der Hand und begleitet von seiner ganzen Geistlichkeit, durchschritt die große Straße von el Rosario nach Binondoc. Er ermahnte die Indianer zur Ordnung und forderte sie auf, die Verbrechen zu bereuen, die sie Abends zuvor an unschuldigen Opfern verübt hatten.

Aber diese Ermahnungen des frommen Prälaten fanden kein Gehör; als die Indianer keine Europäer mehr fanden, um sie zu erwürgen, richteten sie ihre Wuth gegen die friedlichen Chinesen, und begingen an ihnen neue Greuelthaten.

Nun versammelten sich die höchsten Autoritäten von Manilla bei dem Gouverneur und machten ihm die Nothwendigkeit begreiflich, der Unordnung und dem Verbrechen durch Gewalt einen Damm entgegenzusetzen.

Folgueras konnte nicht mehr zurückweichen, und er er-

griff nun Maßregeln, wozu ihn die achtbarsten Männer von Manilla fast gezwungen hatten.

Es wurden Truppen in die Vorstädte entsendet, Kanonen an allen Straßenecken aufgestellt und der Befehl ertheilt, auf jede Gruppe zu schießen, die aus mehr als drei Personen bestände.

Diese strengen Maßregeln erschreckten die Indianer, sie kehrten in ihre Häuser zurück. Die Ordnung war wiederhergestellt, und die spanische Gerechtigkeit bestrafte mit äußerster Strenge alle Schuldigen, die sie entdecken konnten.*)

Auch mich hatte man in Cavite umringt, aber ich hatte das Glück zu entkommen. Ich warf mich in einen Kahn und gelangte unangefochten an Bord des Cultivateur.

Ich war kaum zehn Minuten auf meinem Dreimaster, als man mich holte, um dem Kapitain eines amerikanischen Schiffes Hilfe zu leisten, der durch die Douanen-Wacht auf seinem Schiffe mit Dolchen angegriffen worden war.

Ich hatte den Verband vollendet, als Officiere von verschiedenen französischen Fahrzeugen mich benachrichtigten, daß der Kapitain Drouant, der ein Schiff von Marseille commandirte, am Lande geblieben, und daß es vielleicht noch Zeit sei, ihn zu retten.

*) Solgueras, der allein von seiner Nation die Schuld an dem Unglücke trägt, das ich erzählt habe, ward ein Opfer der Wiedervergeltung: er ward von einem Officier in dem Aufstande von Novales ermordet. — Victor Godefroy hat aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er von der Familie Parenno empfangen, eine der Töchter dieses Generals geheirathet. Er lebt glücklich in der Bretagne.

Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Nacht brach an. Ich mußte die letzte halbe Stunde des Tages benützen, und bestieg einen Kahn. Als ich das Land betreten, gab ich meinen Matrosen den Befehl, sich ziemlich weit vom Ufer fern zu halten, um einer Ueberraschung von Seiten der Indianer vorzubeugen, dessen ungeachtet aber nahe genug, um gleich bei der Hand zu sein, wenn ich oder der Kapitain ein Zeichen gäbe.

Nun suchte ich Drouant auf.

Auf einem kleinen Plage, Puerta Baga genannt, bemerkte ich einen Haufen von drei bis vierhundert Indianern. Eine Ahnung sagte mir, daß ich dorthin gehen müsse.

Ich näherte mich der Menge und erkannte wirklich den unglücklichen Drouant; er war bleich wie ein Todter. Ein wüthender Indianer wollte ihm seinen Dolch in die Brust stoßen, ich warf mich zwischen den Dolch des Indianers und den Kapitain, und stieß Beide heftig zurück, um sie zu trennen.

„Fliehen Sie!“ rief ich französisch dem Kapitain zu.
„Ein Boot wartet auf Sie!“

Die Bestürzung der Indianer war so groß, daß sie nicht daran dachten, den Entfliehenden zu verfolgen.

Nun mußte ich daran denken, mich selbst dem schlimmen Handel zu entziehen, auf den ich eingegangen war. Vierhundert Indianer umgaben mich. Jetzt galt es, muthig zu sein.

In tagalesischer Sprache sagte ich dem, der den Kapitain hatte niederstoßen wollen, daß er ein elender Feigling

sei. Der Indianer sprang auf mich zu, indem er seine Waffe erhob.

Ich versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf mit einem kleinen Stöcke, den ich in der Hand trug. Erstaunt sah er mich einen Augenblick an, dann wandte er sich zu seinen Begleitern, um sie zu reizen.

Von allen Seiten blizten Dolche. Die Menge bildete um mich einen Kreis, der sich stets enger zusammenzog.

Welch' einen seltsamen Zauber übt der weiße Mensch auf den farbigen aus!

Von diesen vierhundert Indianern wagte keiner mich zuerst anzugreifen; sie wollten zusammen auf mich eindringen.

Plötzlich theilte ein indischer Soldat, der mit einem Gewehre bewaffnet war, die Menge, versetzt meinem Gegner einen Kolbenschlag, entreißt ihm seinen Dolch, und indem er das Gewehr beim Bajonette faßt, schlägt er ein Rad um seinen Kopf, das zunächst den Kreis erweitert, und dann einen Theil meiner Feinde zerstreut.

„Fliehen Sie, mein Herr!“ ruft mein Befreier. „Jetzt bin ich da, es wird Ihnen Niemand ein Haar berühren.“

Die Menge theilte sich wirklich und machte mir Platz.

Ich war gerettet, ohne zu wissen warum und durch wen.

Der Soldat rief mir von Weitem nach:

„Sie haben für meine kranke Frau gesorgt, ohne Geld zu fordern; ich zahle meine Schuld!“

Der Kapitain Drouant hatte in dem Rahne das Ufer verlassen, es war mir nicht mehr möglich, mich an Bord des Cultivateur zu begeben.

In der Absicht, meine Wohnung zu erreichen, ging ich unter dem Schutze der Dunkelheit an den Mauern entlang, da gerieth ich plötzlich, als ich um eine Straßenecke bog, in einen Haufen Arsenalarbeiter, die alle bewaffnet waren und im Begriffe standen, die vor Anker liegenden französischen Schiffe anzugreifen.

Auch hier verdankte ich meine Rettung einer Bekanntschaft, die ich bei der Ausübung meiner Kunst gemacht hatte. Ein Mestize stieß mich in den Winkel eines Hauses und sagte mir, indem er mich mit seinem Körper bedeckte:

„Rühren Sie sich nicht, Doctor Pablo!“^{*)}

Als die Menge sich verlaufen hatte, forderte mich mein Beschützer auf, mich zu verbergen, und vorzüglich nicht an Bord meines Schiffes zu gehen. Dann lief er davon, um wieder zu seinen Kameraden zu kommen.

Aber noch war nicht Alles vorbei.

Kaum befand ich mich in meinem Zimmer, als man an die Thür klopfte.

Eine Stimme, die mir nicht unbekannt war, rief:

„Doctor Pablo!“

Ich öffnete die Thür. Ein Chinese, der im Erdgeschosse ein Thee-Magazin hatte, trat ein. Er war bleich wie der Tod.

„Was giebt es, Yang-Po?“

„Fliehen Sie, Doctor!“

„Warum soll ich fliehen?“

^{*)} Pablo oder Paul ist mein Vorname. In Manilla und Cavite nannte man nicht anders.

„Weil die Indianer sich entschlossen haben, Sie diese Nacht anzugreifen.“

„Du fürchtest für Deinen Laden, Yang-Po?“

„Nein! O scherzen Sie nicht! Wenn Sie bleiben, ist es um Sie geschehen. Sie haben einen Indianer geschlagen, und seine Freunde wollen sich rächen.“

Ich sah wohl, daß die Besorgniß des Chinesen nur zu gegründet war. Aber was sollte ich beginnen? Es war noch das Sicherste, die Thür zu schließen, und ruhig der kommenden Dinge zu warten.

„Ich danke für die gutgemeinte Absicht,“ sagte ich zu dem Chinesen; „aber ich bleibe.“

„Sie wollen hier bleiben, Herr Doctor?“

„Jetzt bitte ich Dich um einen Dienst, Yang-Po!“

„Was soll ich thun?“

„Gehe zu den Indianern, und sage ihnen, daß ich zwei Pistolen und eine Doppelflinte hätte, deren ich mich zu bedienen wissen würde.“

Der Chineser entfernte sich, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß; den Kaufmann bekunruhigte der Gedanke, daß der Angriff auf den Doctor mit einer Plünderung seines Ladens endigen könnte.

Ich verrammelte meine Thür mit einigen großen Möbeln, lud meine Waffen und löschte das Licht aus.

Es war acht Uhr Abends.

Das geringste Geräusch erweckte in mir den Glauben, daß der Augenblick käme, wo die Vorsehung allein mich retten könnte. Meine Ermüdung war so groß, daß ich, ungeachtet der so natürlichen Aufregung unter solchen Umstän-

den, oft gegen den Schlaf kämpfen mußte, der mich zu übermannen drohte.

Gegen elf Uhr klopfte man an meine Thür.

Ich nahm meine Pistolen, und lauschte.

Es erfolgte ein zweites Klopfen.

Ich ging auf den Fußspitzen näher.

„Wer ist da?“ fragte ich.

Eine Stimme antwortete:

„Wir kommen um Sie zu retten! Verlieren Sie keinen Augenblick. Gehen Sie auf das kleine Dach — wir erwarten Sie auf der andern Seite in der Straße Campanario.“

Dann stiegen zwei oder drei Personen hastig die Treppe hinab.

Ich hatte die Stimme des Mestizen erkannt, dessen gute Absichten in Bezug auf meine Person ich nicht bezweifeln konnte.

Es war Zeit, denn in dem Augenblicke, als ich durch ein Fenster, das die Treppe erhellte, auf das Dach stieg, ließen sich die Indianer auf der andern Seite der Straße hören. Einige Minuten später befanden sie sich in meinem Zimmer, und plünderten und zerstörten das Wenige, das ich besaß.

Ich hatte rasch das Dach überstiegen und befand mich bald in der Straße Campanario, wo mich meine neuen Retter erwarteten. Sie führten mich in ihre Wohnung.

Dort ließ mich bald ein tiefer Schlaf die Gefahren vergessen, die mir gedroht hatten.

Als ich am andern Morgen erwachte, hatten meine Freunde schon einen Kahn vorbereitet, um mich an Bord

des Cultivateur zu bringen, wo ich aller Wahrscheinlichkeit nach sicherer sein würde, als am Lande.

Ich stand im Begriffe, den Kahn zu besteigen, als mir einer meiner Wirthe einen Brief brachte, der mit meiner Adresse versehen und für mich abgegeben war. Er war von allen Kapitäns der auf der Rhede liegenden Schiffe unterzeichnet. Sie benachrichtigten mich, daß sie entschlossen seien, die Anker zu lichten und in die offene See zu gehen, da sie jeden Augenblick einen Angriff der Indianer zu fürchten hätten, aber daß zwei von ihnen, Drouant und Perroux, gezwungen gewesen, einen Theil ihrer Lebensmittel, ihr ganzes Segelwerk und ihr Wasser am Lande zu lassen.

Man bat mich, ihnen zu Hilfe zu kommen; ein Kahn sei zu meiner Verfügung bereit.

Ich theilte diesen Brief meinen Freunden mit und erklärte ihnen, daß ich nicht an Bord zurückkehren würde, ohne versucht zu haben, dem Wunsche meiner Landsleute zu genügen; es handelte sich um die Rettung der Mannschaften zweier Schiffe, und da sei ein Zaudern nicht möglich.

Sie boten Alles auf, um mich in meinem Entschlusse schwanken zu machen.

„Wenn Sie sich in irgend einem Stadtheile zeigen,“ sagten sie, „so sind Sie verloren. Sollten auch die Indianer Sie nicht tödten, so werden sie doch Alles stehlen, was man ihnen anvertraut.“

Ich blieb fest und gab ihnen zu bedenken, daß es eine Handlung der Ehre und der Menschlichkeit sei.

„So gehen Sie denn allein!“ rief der Nestige, der am meisten bei meiner Flucht mitgewirkt hatte. „Von uns

kann Ihnen keiner folgen. Man soll nicht sagen, daß wir den Untergang unsers Gastes befördert haben.“

Ich dankte meinen Wirthsleuten, und nachdem ich ihnen die Hand gedrückt, ging ich durch die Straßen von Cavite. Ich war mit meinen beiden Pistolen bewaffnet, die ich im Gürtel trug. Der Gedanke allein, wie ich mein gefährvolles Unternehmen zu einem gedeihlichen Ende führen könne, beschäftigte mich.

Aber ich kannte den Charakter der Indianer schon zu gut, um nicht überzeugt sein zu dürfen, daß meine Kühnheit sie beruhigen würde, anstatt sie zu reizen.

Ich ging auf den nahen Ausschiffungsplatz, wo ich Abends zuvor einer so großen Gefahr entronnen war. Er war mit Indianern bedeckt, welche die Schiffe auf der Rhede beobachteten.

Als ich ankam, richteten sich Aller Blicke auf mich. Wie ich vorausgesehen, so kündigte die Physiognomie aller dieser Leute mehr Erstaunen, als Zorn an.

„Wollt Ihr Geld verdienen!“ rief ich ihnen zu. „Jeder, der mit mir arbeitet, erhält am Abend einen Piaster.“ Ein tiefes Schweigen folgte meinen Worten.

Endlich sagte einer von ihnen:

„Haben Sie denn keine Furcht vor uns?“

„Sieh, ob ich Furcht habe!“ antwortete ich, indem ich meine Pistolen zeigte. „Mit diesen Waffen vertheidige ich ein Leben gegen zwei. Der Vortheil ist also auf meiner Seite.“

Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor. „Stecken Sie Ihre Pistolen wieder in den Gürtel,“

sagte mein Mann. „Sie besitzen viel Muth und verdienen, daß Sie in unserer Mitte sicher sind. Reden Sie, was sollen wir thun? Wir werden Ihnen folgen.“

Ich sah den Augenblick kommen, wo diese Menschen, die Abends zuvor mich tödten wollten, mich im Triumph davon tragen würden.

Nun erklärte ich ihnen die Absicht, verschiedene Gegenstände, die meinen Landsleuten gehörten, herbeizuschaffen, und sicherte denen, die mir helfen würden, noch einmal den versprochenen Lohn zu. Dann beauftragte ich den, der mit mir gesprochen hatte, zweihundert seiner Leute mit sich zu nehmen, fast noch einmal soviel, als nöthig waren. Während er seine Auswahl traf, gab ich dem Rahne Zeichen, daß er sich dem Lande nähern möge. Nun übergab ich ihm die mit Bleistift geschriebene Aufforderung, daß alle Schaluppen der französischen Schiffe so nahe dem Ufer kommen mögen, um das in Empfang zu nehmen, was ich herbeibringen lassen würde.

Einen Augenblick später stand ich an der Spitze meiner Colonne, die aus zweihundert Indianern gebildet ward. Mit ihrer Hilfe hatte ich bald die Segelwerke, Mundvorräthe, Weine und sonstige Gegenstände an Bord der Schaluppe gebracht.

Unter den Matrosen verborgen, legte ich das Geld Stück für Stück nieder, um kein Geräusch zu machen.

Bei dem Transporte der Segel, die dem Kapitain Perroux gehörten, sollte mir ein ärgerlicher Umstand verhängnißvoll werden. Einige Tage vor der Mezelei war ein französischer Matrose, der in der Segelfabrik arbeitete, an

der Cholera gestorben. Seine erschreckten Kameraden hatten den Leichnam in ein Segel gewickelt und waren an Bord des Schiffes entflohen.

Meine Indianer entdeckten diesen Leichnam, der bereits in Fäulniß übergegangen war. Anfangs waren sie erschreckt, dann wurden sie wüthend. Ich fürchtete, daß sie über mich herfallen würden.

„Ihre Freunde,“ riefen sie, „haben diesen Leichnam in der Absicht zurückgelassen, damit er die Luft vergifte und den Schrecken der Epidemie erhöhe.“

„Wie, habt Ihr Furcht vor einem armen Teufel, der an der Cholera gestorben ist?“ rief ich, indem ich die größte Ruhe affectirte. „Ich werde Euch davon befreien.“

Trotz des Schreckens, den ich empfand, wickelte ich den Körper in ein kleines Segel und trug ihn nach dem Meeresufer. Hier ließ ich eine Grube graben und legte ihn hinein. Nun errichtete ich auf dem improvisirten Hügel ein Kreuz durch zwei Stücke Holz, das einige Tage lang die letzte Wohnung des Unglücklichen bezeichnete, für den außer mir kein Anderer gebetet hatte.

Der Tag verfloß unter mancherlei Gemüthsbewegungen. Gegen Abend war mein Werk vollendet und die Schiffe hatten ihre Vorräthe erhalten.

Ich beeilte mich, die Indianer zu bezahlen und gab ihnen außerdem noch ein Faß Brantwein. Ich war der einzige Franzose am Lande und fürchtete ihren Kausch nicht mehr. Mit Einbruch der Nacht bestieg ich eine Schaluppe, die ein Duzend Tonnen süßen Wassers im Schlepptau hatte.

Seit vierundzwanzig Stunden hatte ich keine Nahrung

zu mir genommen; erschöpft sank ich auf eine Bank in der Schaluppe, um auszuruhen.

Aber bald durchdrang eine eisige Kälte meine Glieder, und ich verfiel in eine völlige Regungslosigkeit.

Dieser Zustand hielt länger als eine Stunde an.

Endlich kam die Schaluppe bei dem Cultivateur an. Man brachte mich an Bord und rieb mich mit Branntwein. Ich kam bald wieder zur Besinnung.

Speisen und Ruhe genügten, um mir meine Kräfte zurückzugeben. Am anderen Morgen trat ich ruhig in die Mitte meiner Landsleute.

Ich machte nun einen Uberschlag meiner persönlichen Lage. Die seit zwei Tagen stattgehabten Ereignisse hatten mich um Alles gebracht, was ich besessen.

Ein kleines Bündel, das die Ersparnisse mehrerer Reisen enthielt und das ich dem Kapitain anvertraut, um es in Manilla zu verkaufen, war gestohlen. Ich besaß nur das noch, was ich auf dem Leibe trug, einige Kleinigkeiten, die mir auf dem Schiffe nichts nützten und zweiunddreißig Piaſter. Ich war nicht viel reicher, als Bias.

Ich erinnerte mich, daß ein englischer Kapitain, den ich auf der Rhede behandelt hatte, mir ungefähr hundert Piaſter schuldete. Unter solchen Umständen war diese Summe ein Vermögen.

Aus Furcht vor den Indianern hatte dieser Kapitain zu Manibeles, am Eingange der Bai, zehn Stunden von Cavite, Anker geworfen.

Um meine Bezahlung zu erhalten, mußte ich mich zu seinem Schiffe begeben.

Ich erhielt von dem Kapitain Perroux ein Boot und vier Matrosen und fuhr ab. In der Abenddämmerung kam ich an.

Der gewissenhafte Kapitain, der sich fast im offenen Meere und außer aller Verfolgung befand, antwortete mir, daß er nicht wisse, was ich sagen wolle. Ich forderte Bezahlung. Er lachte und ich behandelte ihn wie einen Schelm. Er drohete, mich in das Meer werfen zu lassen. Kurz, nach einem unnützen Streite und in dem Augenblicke, wo der Kapitain fünf oder sechs kräftige Matrosen auf das Verdeck kommen ließ, um seine Drohung zur Ausführung zu bringen, zog ich mich in mein Boot zurück.

Die Nacht war dunkel. Ein heftiger und dabei ungünstiger Wind erhob sich. Es war unmöglich, das Schiff zu erreichen.

So ward ich die ganze Nacht von den Wellen umhergeworfen, ohne zu wissen, wohin ich kommen würde.

Am folgenden Morgen bemerkte ich, daß ich einen sehr unnützen Weg gemacht hatte. Cavite lag weit hinter mir. Der Wind war ein wenig ruhiger geworden, wir griffen zu den Rudern und um zwei Uhr Mittags waren wir endlich am Ziele.

In Cavite und Manilla war indessen die Ruhe wieder hergestellt.

Die spanische Autorität hatte Maßregeln ergriffen, welche die Wiederkehr jener beklagenswerthen Scenen, von denen wir Zeugen gewesen, verhinderten. Der Pfarrer der Vorstadt von Cavite hatte selbst gegen die eine Excommunication ausgesprochen, die einen Angriff auf mein Leben

versuchen würden. Den Grund dieser besonderen Aufmerksamkeit und Fürsorge schrieb ich meinem Stande als Arzt zu. Ich war wirklich der einzige Aesculap des Orts und seit meiner Abreise waren die Matrosen gezwungen gewesen, sich der sehr muthmaßlichen Wissenschaft indischer Zauberer in die Arme zu werfen.

Noch war ich nicht ganz entschlossen, an das Land zurückzukehren, als eines Morgens ein hübscher Kahn an den Cultivateur herankam. Ein Indianer saß darin, den ich auf meinen Ausflügen einige Male gesehen hatte.

Er machte mir den Vorschlag, mich auf seine Besitzung zu führen, die zehn Meilen von Cavite an dem Gebirge Marigondon lag.

Die Aussicht auf einige gute Jagdpartien stellten meinen Entschluß bald fest.

Nachdem ich meine zweiunddreißig Plaster und mein Gewehr, also mein ganzes Vermögen, zu mir genommen, übergab ich mich diesem improvisirten Freunde, den ich kaum kannte.

Sein kleines, von Pompelmusbäumen und Mlang-Mlang (großen Bäumen, die weithin einen starken Duft verbreiten) beschattetes Häuschen war reizend gelegen.

Zwei junge Mädchen, liebenswürdige Kinder, trugen dazu bei, die Besitzung zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Der gute Indianer hielt sein Wort: er und seine Familie bewiesen mir eine so zarte Aufmerksamkeit, welche die europäische Gastfreundschaft nicht kennt.

Die Jagd war mein größtes Vergnügen, vorzüglich die auf Hirsche, die eine große Gewandtheit erfordert.

Ich kannte damals die Jagd auf wilde Büffel noch nicht, von der ich später reden werde; deshalb bat ich oft meinen Wirth, eine solche Jagd zu veranstalten. Aber unter dem Vorwande, sie sei zu gefährlich, lehnte er es stets ab.

Die Tage verflossen wie Stunden unter diesen angenehmen Beschäftigungen.

Seit drei Wochen lebte ich in dieser indischen Familie, ohne daß ich eine Nachricht von Manilla erhalten hatte. Da brachte mir ein expresser Bote einen Brief von dem zweiten Kapitain des Schiffes, der das Commando nach der Ermordung des unglücklichen Dibard übernommen hatte.

Er kündigte mir an, daß der Cultivateur im Begriffe stände, nach Frankreich unter Segel zu gehen und daß ich mich beeilen müsse, wenn ich ein Land verlassen wolle, das uns Allen so verhängnißvoll gewesen.

Der Brief war schon vor einigen Tagen abgegangen.

Die Trennung von meinem Indianer und seiner Familie, deren Gastfreundschaft die Tage meines Aufenthalts so angenehm gemacht, ging mir zu Herzen; aber ich entschloß mich dennoch zur Abreise.

Dem Hausherrn machte ich mein Gewehr zum Geschenk.

Den beiden Mädchen konnte ich Nichts geben, denn ihnen Geld anzubieten, wäre eine Beleidigung gewesen.

Drittes Kapitel.

Abfahrt des Cultivateur. Manilla und seine Vorstädte. Binondoc. Religiöse Ceremonien. Processionen. Die chinesische Douane.

Am folgenden Morgen erreichte ich Manilla. Die beiden weißen Täubchen der Pomplenusbäume von Marigondon wollten mir nicht aus dem Sinne. Mein erster Gedanke war, an den Hafen zu gehen. Leider hatte ich den Schmerz, den Cultivateur am fernen Horizonte zu erblicken.

Ein günstiger Wind trieb ihn dem Ausgange der Bai zu.

Nun machte ich indischen Gondolieren den Vorschlag, mich dem Schiffe nachzufahren. Sie antworteten mir, daß dies ausführbar sei, da die Brise nicht so frisch wäre; aber sie forderten zwölf Piafter im Voraus und ich hatte nur noch fünfundzwanzig.

Ich überlegte mir die Sache: wenn ich das Schiff nicht erreichte, was sollte aus mir in einer Stadt werden,

wo ich Niemanden kannte? Was sollte ich mit dreizehn Pfastern und entblößt von Kleidung anfangen? Wie würde ich in einem Anzuge aussehen, der aus einer weißen Weste, aus Pantalons von derselben Farbe und aus einem gestreiften Hemde bestand?

Da stieg plötzlich der Gedanke in mir auf, in Manilla zu bleiben und mir den Lebensunterhalt durch Ausübung meiner Kunst zu gewinnen.

Jung und ohne Erfahrung, war ich so anmaßend zu glauben, daß ich der erste Arzt und Chirurg auf den Philippineninseln sei.

Wer hat wohl nicht, wie ich, diesem stolzen Selbstvertrauen Raum gegeben, das die Jugend erzeugt?

Ich wandte dem Schiffe den Rücken und trat entschlossen den Weg nach der Militairstadt an.

Bevor ich jedoch in meiner Erzählung fortfahre, werde ich einige Worte über die Hauptstadt der Philippineninseln sagen.

Manilla hat mit seinen Vorstädten eine Bevölkerung von ungefähr hundertfünfzigtausend Seelen. Die Spanier und ihre Creolen bilden kaum den zehnten Theil davon, die übrigen neun Zehnthelle bestehen aus Tagalen, Mestizen und Chinesen.

Man theilt sie in die Militairstadt, in die Kaufmannsstadt oder Vorstadt.

Die erstere ist mit hohen Mauern umgeben, wird auf der einen Seite von dem Meere bespült und grenzt auf der andern an eine weite Ebene, eine Art Marsfeld, die den Truppen zum Uebungsplaze dient. Hier sieht man jeden

Abend die Creolen, träge in ihren Equipagen liegend, ihre glänzenden Toiletten zur Schau tragen und die frische Seeluft einathmen. Muntere Reiter, kecke Amazonen und Wagen nach europäischer Art durchkreuzen in allen Richtungen diese elysäischen Felder des indischen Archipel's.

Der andere Theil der Militairstadt wird durch den Fluß Passig von der Kaufmannsstadt getrennt. Den ganzen Tag sieht man auf dem Passig Tausende von Rähnen mit Proviant beladen und reizende Gondeln, die Spaziergänger nach den verschiedenen Theilen der Vorstadt bringen oder den ankernden Schiffen Besuche zuführen.

Die Brücke von Bidondo verbindet die Militairstadt mit der Kaufmannsstadt. Da die Militairstadt hauptsächlich von Spaniern bewohnt wird, welche die öffentlichen Aemter bekleiden, so bietet sie einen traurigen und einförmigen Anblick. Alle Straßen laufen schnurgerade und haben breite Trottoirs von Granitsteinen.

Das macadamisirte Pflaster wird im Allgemeinen mit großer Sorgfalt unterhalten. Die Verweichlichung der Einwohner ist so groß, daß sie das Wagengerassel auf Steinplatten nicht vertragen.

Die großen und in Zwischenräumen erbaueten Häuser sind wahre Hotels und so construirt, daß sie dem Erdbeben und Stürmen, die in diesem Erdtheile häufig vorkommen, Widerstand leisten. Alle bestehen aus einem Erdgeschosse und einem einzigen Stockwerke.

Der erste Stock, die gewöhnliche Familienwohnung, ist von einer geräumigen Galerie umgeben, die durch große Flügel geöffnet und geschlossen werden kann. Da diese

Flügel Scheiben von sehr dünner Perlmutter haben, so dringt das Licht in das Zimmer, ohne der Sonnenhitze Eingang zu gestatten.

In der Militairstadt befinden sich Klöster aller Orden, sie ist der Sitz des Erzbischofs, der Behörden, der europäischen Douane, und enthält die Hospitäler, den Palast des Gouverneurs und die Citadelle, die beide Städte beherrscht.

Manilla hat drei Hauptthore: puerta Santa - Lucia, puerta Real und puerta Parian. Um Mitternacht werden die Zugbrücken aufgezogen, und die Thore bleiben unerbittlich verschlossen. Der Einwohner, der sich verspätet, ist gezwungen, sich ein Nachtlager in der Vorstadt zu verschaffen.

Die Processionen in Manilla werden mit großem Pompe abgehalten. Sie finden in der Regel bei Facelschein statt, wenn der Tag der Dunkelheit weicht.

Nur einige finden bei hellem Tage statt, vorzüglich die des Corpus, deren ich erwähnen will.

Am Frohnleichnamstage, Morgens zehn Uhr, läuten die Glocken aller Kirchen, um den Gläubigen anzukündigen, daß die Thüren der Kathedrale geöffnet werden, und daß der fromme Zug sich in Bewegung setzt.

Die Indianer, die zehn Meilen aus der Umgegend in ihren schönsten Festkleidern herbeieilen, füllen in dichten Massen die Straßen der Stadt. Diejenigen der Straßen, durch welche sich die Procession bewegt, sind mit Zelten, von dem schönsten chinesischen Damast bedeckt, versehen. Der Boden ist mit Blumen und aromatischen Kräutern be-

streit. In Zwischenräumen sind große Altäre erbaut, an denen sich kostbare Draperien mit Gold und Silber mischen, auch sind diese Altäre mit natürlichem Grün und den schönsten Blumen geschmückt, welche die tropische Sonne erzeugt.

Die ganze Armee im Paradezuge, mit Standarten und fliegenden Fahnen, bildet eine doppelte Reihe die Straßen entlang, durch die der Zug sich bewegt.

Die geistlichen Orden *) und die zahlreichen Personen, welche der Ceremonie beiwohnen wollen, gehen in zwei Reihen, die Kerze in der Hand tragend. In der Mitte befindet sich die Musik aller Regimenter, die Kreuze und die Banner der benachbarten Gemeinden.

Dann kommt der Erzbischof in seinem strahlenden Priestergewande, er geht unter einem kostbaren Baldachin, und trägt das Allerheiligste. Ihm folgen der Gouverneur, die öffentlichen Beamten und alle Körperschaften.

Dieser lange Zug wird von den Balcons durch einen Blumenregen begrüßt, Gesänge und Hymnen zum Ruhme des Erlösers ertönen, die Musik spielt religiöse Symphonien, und die Artillerie donnert von den Wällen herab.

So oft der Erzbischof bei der Spitze eines Bataillons ankommt, werden die Fahnen zur Erde gesenkt, und der ehrwürdige Prälat tritt sie mit Füßen, um zu zeigen, daß die menschliche Größe und Macht sich vor der Allmacht beugt, die er repräsentirt.

*) Die Dominicaner, Franziskaner, Augustiner und der Orden Saint-Jean de Dieu.

Nachdem diese unendliche Reihe von Priestern, Mönchen und frommen Leuten einen langen Weg durch die Stadt gemacht, kehrt sie langsam in die Kathedrale zurück. Ist sie an einem Bataillone vorüber, so bildet es hinter ihr eine Schlachtordnung, und die ganze vereinigte Armee beschließt die Ceremonie durch einen langen Parademarsch.

Obgleich das Frohnleichnamfest mit großem Pompe gefeiert wird, so zieht doch die Prozession an diesem Tage nicht die größte Aufmerksamkeit auf sich.

Die Processionen, die in der heiligen Woche bei Nacht statt finden, geben den Philippinen ein eigenes Gepräge. In Manilla und seinen Vorstädten werden sie unter tiefem Schweigen gefeiert *), da alle Gläubigen betend die Auferstehung des Heilandes erwarten. Diese Ceremonien gewähren einen traurigen und zugleich erhabenen Anblick, der mit der Trauer dieses Tages im Einklange steht.

Nachdem das Angelus **) eingeläutet, erscheint die Priesterschaft, gefolgt von den Mönchsorden und den Gläubigen. Sie gehen in zwei Reihen und tragen Fackeln.

*) Mittwoch, Donnerstag und Freitag dürfen weder Pferde noch Wagen die Stadt und die Vorstadt passiren. An diesen drei Tagen geht Jeder zu Fuß.

**) Das Angelus wird in allen Kirchen um 6 Uhr Abends eingeläutet. Bei dem ersten Glockenschlage stellen alle in ihren Wohnungen beschäftigten Personen die Arbeit ein. Die Leute in den Straßen, mögen sie sich nun zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen fortbewegen, halten an, um während der fünf oder sechs Minuten des Läutens zu beten.

Verschiedene Bilder, welche die Qualen des göttlichen Erlösers darstellen, werden vórangetragen. Diese Bilder, in natürlicher Größe, sind reich bekleidet, und stehen auf Karren oder Tragen, die ebenfalls reiche Draperien schmücken. Zuerst kommt der Tod, der durch ein Gerippe dargestellt wird. Dann kommen Pius V., der heilige Petrus, Jesus, wie er auf dem Delberge betet, dann wie er von den Juden gebunden wird, die Geißel, die Dornenkrone, und endlich Jesus, das Kreuz tragend, umgeben von seinen Henkern. Nach dem Christbilde kommen die heilige Veronica, Salome, Magdalene, Sanct Johannes und die heilige Jungfrau in Trauer.

Die Heiligen sind reich gekleidet und mit Perlen und Diamanten bedeckt. *)

Die Ordnung, die bei den religiösen Festen, vorzüglich bei denen des Nachts, herrscht, bringt einen ergreifenden Eindruck hervor. Die fromme Musik, die harmonischen Stimmen, welche durch Hymnen den Allerhöchsten feiern, die unzähligen Lichter verleihen diesen Ceremonien einen Anblick, der die Seele zu unserm Schöpfer erhebt.

In den Provinzen feiert man diese Feste nicht auf dieselbe Weise. Da die Hilfsquellen mangeln, so sind die Diener der Kirche oft gezwungen, Mittel anzuwenden, von

*) Jeder Heilige besitzt eine Ausstattung und ein Schmuckkästchen von großem Werthe. Die heiligen Frauen haben eine Anzahl Ehrendamen, die aus den vornehmsten Familien von Manilla gewählt sind. Diese Damen besorgen die Toilette der Heiligen zu den Festtagen.

denen sie wissen, daß sie auf die Schaafte ihrer Heerde einen großen Eindruck ausüben. So habe ich nicht selten gesehen, daß die Heiligen durch Indianer in Festkleidern dargestellt wurden. Den Hahn des heiligen Petrus repräsentierte ein prachtvoller Kämpfer, der sich später bei Hahnenkämpfen hervorthat.

In dem Flecken Pangil ward bei einer Procession in der heiligen Woche das heilige Grab auf einen zweirädrigen Wagen gestellt und fortgezogen. Dem Wagen gingen zwei Indianer voran. Der Eine war als heiliger Michael, der Andere als Teufel gekleidet. Beide kämpften mit einander, so lange die Ceremonie dauerte. Es versteht sich von selbst, daß der Heilige Sieger blieb.

Gewisse Glaubenslehren auf dem Lande modificiren auch die religiösen Feste. So findet z. B. in dem Flecken Paquil alljährlich eine Procession statt, der alle Kranken und Gebrechlichen tanzend beiwohnen, weil sie glauben, daß sie auf diese Weise von ihrem Leiden geheilt werden. Zwanzig Meilen in der Runde gehen alle Krüppel und Kranke, wenn sie noch ein wenig Kraft haben, nach Paquil, um dem Feste beizuwohnen. So lange die Procession dauert, so lange tanzen diese Unglücklichen und singen: Toromba la Virgen, la Virgen toromba! Diese armen Teufel wenden übermenschliche Anstrengungen und unglaubliche Verzerrungen an, bis die Jungfrau in die Kirche zurückkehrt. Keuchend und erschöpft werfen sie sich dann zur Erde, und bleiben stundenlang ohne Bewegung ausgestreckt liegen. Die mit schweren Krankheiten behafteten Personen kommen um,

während Andere die Gesundheit wieder erlangen oder ihr Uebel verschlimmern.

Folgende Legende ist der Ursprung dieser Procession.

Ein Armenier ward mitten auf einem See von einem Unwetter überrascht, und sein Fahrzeug drohete zu versinken. Da gelobte er, in dem nächsten Flecken zu Ehren der heiligen Jungfrau eine Procession zu veranstalten, und dieser Procession tanzend zu folgen, wenn er die Küste wieder erreichte. Er erfüllte sein Gelübde. Indem er vor der Madonna hertanzte, rief er das Wort *toromba*, dessen Bedeutung Niemand angeben konnte.

Die Vorstadt oder Kaufmannsstadt, *Binondoc* genannt, bietet einen freundlichen und lebendigen Anblick als die Militäirstadt. Die Straßen sind nicht zu regelmäßig, und die Gebäude nicht so majestätisch; aber in *Binondoc* herrscht Leben und Bewegung.

Eine Menge Kanäle, die mit Rähnen, Gondeln und Fahrzeugen aller Art bedeckt sind, durchschneiden diese Vorstadt. Sie ist der Sitz der reichen englischen, spanischen, indischen und chinesischen Negoeianten, so wie der Messtizen.

Die reizendsten und kokettesten Besitzungen liegen an dem Ufer des *Passig*.

In diesen von Außen so einfachen Häusern findet man indischen und europäischen Luxus vereint. Die kostbarsten chinesischen Vasen, große Gefäße von Japan, Gold, Silber und Seide überraschen und blenden das Auge des Eintretenden.

Jedes Haus besitzt an dem Ufer einen Platz zum Aus-

laden der Schiffe und einen kleinen Palast von Bambus, der zum Badesaale dient. In diesem Saale versammeln sich die Bewohner täglich mehre Male, um sich von der Hitze und der Last des Klima's zu erholen.

Die Cigarrenfabrik, die stets fünfzehn bis zwanzigtausend Arbeiter beschäftigt, liegt ebenfalls in Binondoc; auch die chinesische Douane *), wie überhaupt alle großen Industrie-Etablissements von Manilla.

Den ganzen Tag gehen die schönen Spanierinnen, in reiche und durchsichtige indische und chinesische Stoffe gekleidet, von Magazin zu Magazin und stellen die Geduld des chinesischen Verkäufers auf die Probe, der, ohne sich zu beklagen oder eine böse Laune zu bekunden, hunderte von Stoffen vor der Kunde ausbreitet, die oft diese prächtigen Sachen nur ansieht, um sich zu zerstreuen, und nicht eine halbe Elle Zeug kauft.

Die Bälle und Feste, welche die Mestizen von Binondoc ihren Gästen geben, sind auf den Philippinen-Inseln berühmt. Die europäischen Contretänze wechseln mit

*) Chinesische Douane. Zu einer gewissen Zeit im Jahre, wenn der Passatwind aus Nord-Ost weht, kommt eine Flotte von Jonken an, die mit allen Arten Lebensmitteln aus China beladen ist. Jede Jonke ist von mehreren chinesischen Negocianten gemiethet, welche alle ihre Waaren begleiten. Um ihnen den Verkauf während ihres fünfmonatlichen Aufenthalts in Manilla zu erleichtern, hat ihnen das spanische Gouvernement ein großes Gebäude errichten lassen, eine Art Bazar mit kleinen Boutiquen, die man ihnen für einen billigen Preis vermietet.

indischen Tänzen ab. Während die jungen Leute den spanischen Fandango, den Bolero und die Cachucha oder den üppigen Bajaderentanz ausführen, sitzen der unternehmende Mestize, der sorglose Spanier und der positive Chinese in dem Spielsaale, um das Glück der Karten zu versuchen.

Die Spielwuth ist so groß, daß einzelne Handelsherrn in einer einzigen Nacht Summen von 50,000 Piaßtern (250,000 Francs) verloren oder gewonnen haben.

Auch die Mestizen, die Indianer und Chinesen zeigen eine große Vorliebe für die Hahnenkämpfe. Diese Kämpfe finden in großen Arenen statt. Ich habe gesehen, daß 40,000 Francs auf einen Hahn gesetzt wurden, der 4000 Francs gekostet hatte. Nach zehn Minuten sank dieser theuere Hahn todt zu Boden, sein Gegner hatte ihn erschlagen.

Binondoc ist nicht nur die Stadt des Vergnügens, des Luxus und der Thätigkeit, sie ist auch die Stadt der Liebesintriguen und galanten Abenteuer.

Sobald der Abend anbricht, gehen die Spanier, Engländer und Franzosen auf die Promenaden, um mit den schönen und leichten Mestizen, deren durchsichtige Kleider die reizendsten Formen zeigen, zu liebäugeln.

Die chinesisch-tagalischen oder spanisch-tagalischen Mestizen zeichnen sich besonders durch einen pikanten Ausdruck der Physiognomie aus. Ihre Haare, nach chinesischer Art zurückgekämmt, werden durch Goldbrochen von enormem Reichthum zusammengehalten. Auf dem Kopfe tragen sie, wie einen Schleier, ein Tuch aus den Fäden der Ananas, das feiner und schöner als unser Battist ist. Den Hals schmückt ein Corallenband, das durch ein großes, goldenes

Medaillon geschlossen wird. Ein kleines durchsichtiges Hemdchen, von demselben Stoffe wie das Tuch, reicht nur bis an den Gürtel, und bedeckt die Brust, die nie in ein Corsett eingezwängt, ohne sie zu verbergen.

Zwei Finger breit unter dem Hemdchen beginnt ein Unterröckchen von den lebhaftesten Farben. Ein breiter Gürtel von glänzender Seide schließt den Körper ein, ohne die Formen zu verdecken. Der kleine, weiße Fuß, stets nackt, steckt in gestickten Pantoffeln, die nur die Zehen verhüllen.

Es giebt nichts Reizenderes als dieses Costüm, das kokett die Fremden zur Bewunderung auffordert.

Die tagalischen und chinesischen Nestizen wissen auch, daß diese Toilette auf die Europäer einen großen Eindruck ausübt, und Nichts in der Welt könnte sie bewegen, auch nur eine kleine Aenderung damit vorzunehmen.

Das Costüm der Männer sei nur flüchtig beschrieben.

Der Indianer und der Nestize tragen einen großen Strohhut von schwarzer oder weißer Farbe, auch wohl eine Art chinesischen Hut, der Salacote heißt. Auf der Schulter tragen sie das gestickte Tuch von Ananasfäden. Den Hals schmückt ein Rosenkranz von Corallen. Ihr Hemd besteht entweder aus Ananasgewebe oder Bastseide. Hosen von farbiger Seide, die unten gestickt sind, und ein rother Gürtel von chinesischem Crep vollenden diesen Anzug.

Am Tage ist die Militairstadt todt, gegen Abend wird sie belebt. Aus allen Häusern kommen die glänzendsten Equipagen, die à la d'Aumont gefahren werden.

Die Einwohner mischen sich unter die Spaziergänger von Binondoc.

Später beginnen die Besuche, die Bälle und die Familiengesellschaften, in denen man plaudert, Manilla-Cigarren raucht, und vorzüglich Betel *) ist. Man trinkt gefrorenes Zuckerwasser und ißt alle Arten Zuckersachen.

Gegen Mitternacht zieht man sich zurück, wenn man an dem Familienabendessen nicht Theil nehmen will, das stets mit großem Luxus servirt wird und gewöhnlich bis zwei Uhr Morgens dauert.

So ist das Leben der reichen Classen unter diesen begünstigten Himmelsstrichen.

Nun erlaube mir der Leser, daß ich zu meinen Abenteuern zurückkehre.

*) Der Betel ist eine Composition aus Blättern einer aromatischen Pflanze und mehreren Wassern. Die Indianer, die Chinesen, die Nestizen und eine Menge Creolen kauen ihn beständig. Er verursacht viel Speichel und giebt den Lippen und den innern Theilen des Mundes eine rothe Farbe.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Manilla. Der Kapitain Don Juan Porras.
Die Marquise de las Salinas.

Während ich am Ufer mit den Indianern sprach, hatte ich einige Schritte von mir einen jungen Europäer bemerkt; ich begegnete ihm auf dem Wege nach Manilla wieder und redete ihn an.

Dieser junge Mann war ein Mediciner, der sich zur Reise nach Europa anschickte. Ich theilte ihm den Plan mit, den ich mir so eben gebildet hatte, und fragte ihn um nähere Auskunft über die Stadt, in der ich mich künftig aufzuhalten gedachte.

Er kam meinem Wunsche bereitwillig nach und bestärkte mich in dem Entschlusse, die Kunst des Arztes auf den Philippinen zu üben.

Auch er hatte diese Idee gehabt, aber Familienangelegenheiten zwangen ihn, in sein Vaterland zurückzukehren.

Ich verhehlte ihm meine eigentliche Lage nicht und gab ihm zu bedenken, daß es gewagt sein würde, in einem mehr als bescheidenen Costüme Besuche zu machen.

„O, das hat Nichts zu bedeuten,“ antwortete er. „Ich habe Alles, was Sie brauchen: einen ganz neuen Rock und sechs prächtige Lancetten. Ich verkaufe Ihnen diese Gegenstände zu dem in Frankreich üblichen Preise. Es ist ein goldener Handel!“

Das Geschäft war bald geordnet. Er führte mich in sein Hotel, das ich mit einem zwar neuen, aber mir viel zu großen Rocke verließ.

Aber dessen ungeachtet war ich seit langer Zeit nicht so gut gekleidet gewesen und ich wünschte mir Glück zu dieser neuen Acquisition.

Nachdem ich meine armselige Weste in meinen Hut gesteckt, ging ich noch stolzer als Artaban auf der Chaussee nach Manilla weiter.

Ich besaß einen Rock und sechs Lancetten! Aber mein ganzes Vermögen bestand in einem Pfaster. Dieser Gedanke mäßigte die Freude ein wenig, die ich über mein glänzendes Costüm empfand. Wo sollte ich die Nacht zubringen? Woher sollte ich Subsistenzmittel für die nächste Zeit nehmen, wenn die Kranken auf sich warten ließen?

Unter solchen Gedanken ging ich langsam von Binondoc nach der Militairstadt und von der Militairstadt nach Binondoc.

Plötzlich stieg ein siegreicher Gedanke in mir auf: ich hatte in Cavite von einem spanischen Capitain gehört, den

eine Unvorsichtigkeit fast blind gemacht hatte. Der Kapitain hieß Don Juan Porras.

Ich beschloß, ihn aufzusuchen und ihm meine Dienste anzubieten. Es handelte sich nur darum, zu erfahren, wo er wohnte. Nun wandte ich mich wohl an Hundert Personen; aber jede antwortete mir, daß sie den Kapitain nicht kenne und ging weiter.

Ein Indianer, der einen kleinen Laden hatte, riß mich aus der Verlegenheit.

„Wenn Don Juan Kapitain ist,“ antwortete er, „so finden Ew. Excellenz seine Adresse in der ersten besten Caserne.“

Ich dankte dem Indianer und beeilte mich, seinen Rath zu befolgen.

In der Infanteriecaserne fragte ich an. Der Officier der Wache ließ mich durch einen Soldaten nach der Wohnung des Kapitains führen.

Es war Zeit, denn die Nacht war schon angebrochen. Don Juan Porras war ein Andalusier, ein guter Mann mit einem sehr heiteren Temperamente. Als ich zu ihm eintrat, hatte er den Kopf eingewickelt und war beschäftigt, zwei große Umschläge aufzulegen, die beide Augen völlig bedeckten.

„Sennor Kapitain,“ sagte ich, „ich bin Mediciner und studirter Augenarzt. Ich komme, um Sie zu behandeln. Ich habe das feste Vertrauen, daß ich Sie herstellen werde.“

„Basta!“ antwortete er. „Die Aerzte von Manilla sind alle Esel!“

Diese unzweideutige Antwort entmuthigte mich nicht, ich beschloß vielmehr, Vortheil daraus zu ziehen.

„Das ist auch meine Meinung,“ fügte ich hinzu; „eben deshalb, weil ich von der Unwissenheit der eingeborenen Aerzte überzeugt bin, habe ich mich entschlossen, auf den Philippinen zu practiciren.“

„Was für ein Landsmann sind Sie, mein Herr?“ fragte der Capitain.

„Ich bin Franzose.“

„Ein französischer Arzt!“ rief Don Juan. „Ah, das ist etwas anderes! Ich bitte um Verzeihung, daß ich in so harten Ausdrücken von Leuten Ihres Standes gesprochen habe. Ein französischer Arzt! Ich vertraue mich Ihnen an. Nehmen Sie meine Augen hin, Herr Doctor, und machen Sie damit, was Sie wollen.“

Die Unterredung nahm eine Wendung und ich beeilte mich, zu dem Hauptpunkte zu kommen.

„Ihre Augen sind sehr krank, Herr Capitain,“ sagte ich. „Um Ihre Heilung sicher und rasch zu bewirken, darf ich Sie nicht einen Augenblick verlassen.“

„Würden Sie sich bereit finden, Herr Doctor, einige Zeit bei mir zu wohnen?“

Die Frage war gelöst.

„Ich willige ein,“ antwortete ich; „aber unter der Bedingung, daß ich Ihnen Wohnung und Kost bezahle.“

„Wie Sie wollen!“ sagte der gute Mann. „Die Sache ist abgemacht. Dort ist ein hübsches Zimmer und ein gutes Bett — Sie brauchen nur Ihre Bagage zu holen. Ich werde meinen Diener rufen.“

Das schreckliche Wort „Bagage“ klang mir wie ein Grabgeläute. Ich warf einen traurigen Blick auf meinen Gut, auf diesen improvisirten Koffer, der alle meine Sachen — meine kleine weiße Weste enthielt, wollte ich sagen.

Die Furcht war sehr natürlich, daß mich Don Juan für einen entlaufenen Matrosen halten konnte, der ihn zu betrügen suchte.

Aber ich konnte nicht mehr zurückweichen. Ich nahm allen meinen Muth zusammen und theilte ihm kurz die traurige Lage mit, in der ich mich befand. Dann fügte ich hinzu, daß ich ihm nur nach Ablauf des Monat's meine Pension bezahlen könne, wenn ich so glücklich gewesen wäre, einige Kranke zu finden.

Don Juan Porras hatte mich ruhig angehört.

Als ich meine Erzählung beendet, brach er in ein so lautes Lachen aus, daß ich am ganzen Körper zitterte.

„Nun gut,“ rief er aus, „das habe ich gern. Sie sind arm, folglich werden Sie um so mehr Zeit für meine Krankheit und ein um so größeres Interesse an meiner Heilung haben. Wie finden Sie diesen Schluß?“

„Vortrefflich, Sennor Kapitain! Sie werden schon binnen Kurzem sehen, daß ich nicht der Mann bin, der einen so ausgezeichneten Philosophen, wie Sie, compromittirt. Morgen früh werde ich Ihre Augen untersuchen und ich verlasse sie nur dann erst, wenn ich sie gründlich geseht habe.“

In diesem heitern Tone plauderten wir noch lange. Dann zog ich mich in mein Zimmer zurück und entschlief unter den lachendsten Träumen.

Am nächsten Morgen früh zog ich meinen Doctorrock an und trat zu meinem Wirthe in das Zimmer.

Ich begann eine Prüfung seiner Augen; sie befanden sich in einem beklagenswerthen Zustande. Das rechte war zwar noch nicht verloren, aber es bedrohte das Leben des Kranken. Es hatte sich ein Krebs daran gebildet und der große Umfang, den er bereits erreicht, ließ den glücklichen Erfolg einer Operation zweifelhaft erscheinen. Das linke Auge hat mehre mit Wasser unterlaufene Stellen, aber man durfte hoffen, es zu heilen.

Offen theilte ich dem Kapitain meine Befürchtungen und Hoffnungen mit. Ich bewies ihm die Nothwendigkeit, das rechte Auge völlig auszunehmen.

Der Kapitain war Anfangs erschreckt, dann aber faßte er muthig den Entschluß, sich dieser Operation zu unterwerfen. Am folgenden Tage nahm ich sie vor und zwar mit einem glücklichen Erfolge. Nicht lange darauf verschwand die Entzündung und ich konnte meinem Wirthe eine vollständige Heilung verbürgen.

Nun richtete ich meine ganze Sorgfalt auf das linke Auge. Ich wünschte um so lebhafter, dem Kapitain das Augenlicht wiederzugeben, da ich überzeugt war, daß seine Heilung in Manilla eines guten Eindruck's nicht verfehlen würde. Ruf und Vermögen hing für mich davon ab.

Uebrigens hatte ich mir in wenig Tagen schon eine kleine Kundschaft erworben und ich befand mich in der Lage, am Ende des Monat's mein Kostgeld zu bezahlen.

Nach einer sechswochentlichen Behandlung war Don

Juan völlig hergestellt; er konnte sich jetzt seines linken Auges fast eben so gut bedienen, als vor der Krankheit.

Der Kapitain fuhr indefs zu meinem großen Bedauern fort, sich einzusperren. Sein Wiedererscheinen in der Gesellschaft, der er sich seit länger als einem Jahre entzogen hatte, würde eine ungeheure Sensation erregt und mich zum ersten Arzte auf den Philippinen gemacht haben.

Eines Tages berührte ich diesen delikaten Punkt.

„Sennor Kapitain,“ fragte ich, „warum bleiben Sie stets in Ihren vier Wänden? Warum nehmen Sie Ihre alten Gewohnheiten nicht wieder an? Sie müssen Ihre Freunde, Ihre Bekannte besuchen . . .“

„Doctor,“ unterbrach mich Don Juan, „wollen Sie, daß ich mich mit einem Auge auf den Promenaden zeige? Wenn ich durch die Straßen ginge, würden die Frauen bei meinem Anblicke rufen: da kommt Don Juan, der Einzäugige. Nein, nein, Sie werden mir ein künstliches Auge aus Paris kommen lassen, ehe ich das Zimmer verlasse.“

„Wo denken Sie hin? das Auge kann vor achtzehn Monaten nicht ankommen.“

„So bleibe ich achtzehn Monate in meinem Zimmer,“ antwortete Don Juan.

Länger als eine Stunde drang ich in den Kapitain — er blieb unerschütterlich.

Er trieb die Koketterie so weit, daß er, obgleich ich ihm die Augenhöhle mit schwarzem Tafft bedeckt hatte, seine Fensterladen schloß, wenn er einen Besuch erhielt. Da man ihn nun immer in derselben Dunkelheit antraf, wollte Niemand an seine Heilung glauben.

Es läßt sich denken, daß mich die Härtnädigkeit Don Juan's in Verlegenheit setzte. Nun konnte ich achtzehn Monate an der Thür des Glück's stehen und warten. Da faßte ich den Entschluß, das Auge selbst zu fabriciren, ohne das der Kolette Kapittain sich nicht sehen lassen wollte.

Ich nahm Glasstücken und ein Blaseröhrchen und ging an die Arbeit.

Nach mehren fruchtlosen Versuchen eine vollkommene Augenkugel. Aber dies war noch nicht Alles, ich mußte dieser Kugel auch die Farben und das Aussehen des linken Auges geben. Ich ließ einen armen Maler kommen und dieser bildete das Auge nach, das dem Kapittain geblieben war. Nun war es nöthig, diese Malerei vor der Berührung der Thränen zu schützen, die sie bald zerstören würden. Zu diesem Zwecke ließ ich von einem Goldschmiede eine silberne Kugel fertigen, die kleiner als die gläserne war und befestigte sie mit etwas Wachs in der ersteren. Nun polirte ich den Rand sorgfältig auf einem Steine und nach einer achttägigen Arbeit hatte ich ein genügendes Resultat erzielt.

Das fabricirte Auge war wirklich nicht übel und ich beeilte mich, ihm den gebührenden Platz in der Augenhöhle anzuweisen. Es war dem Kapittain Don Juan ein wenig lästig, aber ich machte ihm begreiflich, daß er sich mit der Zeit daran gewöhnen würde und er willigte ein, es zu behalten.

Nachdem er eine Brille auf die Nase gesetzt, besah er sich im Spiegel. Er fand, daß er gut aussah und nun

entschloß er sich, seine Besuche am folgenden Tage zu beginnen.

Wie ich vorausgesehen, so kam es.

Das Wiedererscheinen des Kapitain's Juan Porras in der Gesellschaft machte großes Aufsehen. Man sprach in Manilla nur von Sennor Don Pablo, dem großen französischen Mediciner und ausgezeichneten Augenarzte.

Von allen Seiten strömten die Kranken herbei.

Obgleich ich noch jung war und nicht viel Erfahrung hatte, so erfüllte mich doch mein erster Erfolg mit einem solchen Vertrauen, daß ich mit sicherer Hand mehrere Staaroperationen ausführte, die glücklicherweise vollständig gelangten.

Ich konnte meine Praxis kaum noch versehen. In kurzer Zeit verwandelten sich meine trostlosen Tage in Reichthum und Ueberfluß. In meiner Kammer stand ein Wagen, und in meinem Stalle scharreten vier Pferde. Trotz dieser glücklichen Veränderung konnte ich mich nicht entschließen, das Haus des Kapitain's zu verlassen. Er hatte mich so gastfreundlich aufgenommen und ich wollte mich dafür dankbar zeigen.

In den Musestunden leistete er mir Gesellschaft und unterhielt mich durch die Erzählung seiner Kriegsgeschichten und seiner Glücksfälle. Ich wohnte bereits sechs Monate bei ihm, als ein Umstand, der in meinem Leben eine Epoche machte, mich zwang, mich von dem fröhlichen Kapitain zu trennen.

Einer meiner Freunde, ein Amerikaner, hatte auf

den Promenaden oft eine junge Frau in Trauer bemerkt, die für eine der schönsten Sennora's der Stadt galt.

So oft wir ihr begegneten, so oft pries der Amerikaner die Schönheit der Marquise de las Salinas. Sie war achtzehn oder neunzehn Jahre alt, hatte sanfte und regelmäßige Züge, schöne, schwarze Haare und große Augen nach Art der Spanierinnen. Sie war die Wittwe eines Garde-Colonel's, der sie, fast noch ein Kind, geheirathet hatte.

Der Anblick dieser Frau hatte auf mich einen tiefen Eindruck ausgeübt. Ich besuchte alle Salons von Binondoc, um ihr einmal anderswo, als auf der Promenade, entgegenzutreten.

Mein Bemühen war umsonst.

Die junge Wittwe machte keine Besuche.

Schon verzweifelte ich, sie je sprechen zu können, als eines Morgens ein Indianer zu mir kam und mich aufforderte, seinen Herrn zu besuchen.

Ich stieg in den Wagen und fuhr ab, ohne nach dem Namen des Kranken zu fragen.

Der Wagen hielt vor einem der schönsten Häuser der Vorstadt Santa-Cruz.

Nachdem ich den Kranken examinirt und einige Augenblicke mit ihm gesprochen hatte, setzte ich mich an einen Pfeilertisch, um ein Recept zu schreiben.

In diesem Augenblicke hörte ich hinter mir das Klauschen eines Kleides. Ich wandte den Kopf und die Feder entsank meiner Hand — dieselbe Frau stand vor mir, die

ich so lange vergebens gesucht hatte. Sie erschien mir plötzlich wie in einem Traume.

Meine Ueberraschung war so groß, daß ich einige unverständliche Worte stammelte und sie mit einer Ungeschicklichkeit grüßte, die sie lächeln machte.

Sie fragte mich einfach nach dem Gesundheitszustande ihres Neffen, dann entfernte sie sich wieder.

Ich aber kehrte in meine Wohnung zurück, anstatt meine Krankenbesuche wie gewöhnlich fortzusetzen.

Nun bestürmte ich den Kapitain mit Fragen über Frau von las Salinas; er konnte meine Neugierde vollkommen befriedigen, da er die ganze Familie der jungen Dame gekannt hatte, die in der Colonie der größten Achtung sich erfreute.

Den anderen Morgen und die folgenden Tage besuchte ich die Wohnung der reizenden Wittve wieder, die mich freundlich empfing. Ich will dieser Einzelheiten nicht weiter erwähnen, da sie ausschließlich meine Person betreffen. . . . Sechs Monate nach meiner ersten Zusammenkunft mit Madame de las Salinas bewarb ich mich um ihre Hand und erhielt sie.

So hatte ich denn fünfhundert Meilen von meinem Vaterlande Glück und Reichthum gefunden. Ich traf mit meiner Frau das Uebereinkommen, daß wir nach Frankreich gehen wollten, sobald ihr Vermögen, das größtentheils in Mexico stand, realisirt sein würde.

Bis dahin war mein Haus der Versammlungsort der Fremden und vorzüglich der Franzosen, deren sich in Mazilla bereits sehr viel befanden.

Um diese Zeit ernannte mich das spanische Gouvernement zum Regimentsarzte des ersten leichten Regiment's und der Milizen des Bataillons de la Panxanga.

Ich hatte nicht vermuthet, daß mir das Glück in so kurzer Zeit seine schönsten Gaben bieten würde.

Alles war zu meiner Rückkehr nach Frankreich vorbereitet, denn wir erwarteten jeden Augenblick die Ankunft der Gallionen, die den Dienst zwischen Acapulco und Manilla versahen und das Vermögen meiner Frau mitbringen sollten.

Dieses Vermögen machte die hübsche Summe von siebenhunderttausend Francs aus.

Eines Abends, als wir beim Thee saßen, meldete man uns, daß die Schiffe von Acapulco durch den Telegraphen signalisirt seien und daß sie am folgenden Morgen auf der Rhede Anker werfen würden. Da unsere Piaster an Bord sein mußten, waren alle unsere Wünsche erfüllt.

Aber wach ein Erwachen stand uns bevor.

Die Schiffe brachten nicht einen Piaster mit. Dies war folgendermaßen zugegangen. Fünf oder sechs Millionen waren zu Lande von Mexico nach San Blas expedirt, anstatt sie einzuschiffen. Das mexicanische Gouvernement hatte die Sendung durch ein Linienregiment, das der Colonel Iturbide commandirte, eskortiren lassen.

Während des Marsches hatte sich dieser der Sendung bemächtigt und war mit seinem Regimente zu den Independents übergegangen.

Es ist bekannt, daß Iturbide später zum Kaiser von Mexico ernannt, dann fortgejagt und endlich erschossen wurde.

Schon am Tage der Ankunft der Schiffe hatten wir die Gewißheit, daß unser Vermögen verloren sei und daß keine Hoffnung blieb, je auch nur einen kleinen Theil davon wiederzuerlangen.

Wir ertrugen diesen harten Schlag mit Philosophie.

Den Verlust der Piaster bedauerten wir nicht so sehr, als die Nothwendigkeit, unsere Reise nach Frankreich aufzuschieben.

Mein Haus blieb dasselbe, wie zuvor.

Meine Praxis und die verschiedenen Anstellungen erlaubten mir, in den spanischen Colonien auf einem großen Fuße zu leben und es ist wahrscheinlich, daß ich mein Glück in wenig Jahren gemacht haben würde, wenn ich Arzt geblieben wäre. Aber der Wunsch nach einer grenzenlosen Freiheit ließ mich alle diese Vortheile aufgeben, um ein Leben voll Zufälligkeiten und Aufregungen zu führen.

Ich will jedoch nicht zu weit vorgreifen, damit der Leser die Geduld hat, noch einiges über Manilla und verschiedene Ereignisse zu vernehmen, bei denen ich entweder als handelnde Person oder als Zeuge bethelligt war, bevor ich das Leben des bürgerlichen Sybariten aufgab.

Fünftes Kapitel.

Der Kapitain Novales. Militäraufstand. Novales, Kaiser der Philippinen. Sein Tod. Tierra-Alta. Banditen.

Ich war, wie schon erwähnt, Regimentsarzt bei dem 1. leichten Regimente, und stand zu fast allen höhern Officieren in Beziehungen, besonders zu dem Kapitain Novales, der von creolischer Abkunft und ein Mann von braven, unternehmenden Charakter war.

Er stand in dem Verdachte, das Regiment, dem er angehörte, zu Gunsten der Independenten aufwiegeln gewollt zu haben. Eine deshalb angestellte Untersuchung lieferte keinen Beweis. Da aber der Gouverneur stets noch Argwohn hegte, so schickte er ihn in eine Provinz des Südens und stellte ihn unter Aufsicht des Alcaden.

Am Morgen des Tages, der zu seiner Abreise bestimmt war, besuchte mich Novales; nachdem er sich über die Ungerechtigkeit des Gouverneurs gegen ihn bitter beklagt hatte, fügte er hinzu, daß man bereuen würde, nicht mehr Ver-

trauen in seine Ehre gesetzt zu haben, und daß er bald wieder zurückkehren werde.

Ich versuchte ihn zu beruhigen; wir reichten uns die Hände, und Abends reiste er auf dem Schiffe ab, das ihn an den Ort seiner Bestimmung bringen sollte.

In der Nacht, die der Abreise Novales folgte, ward ich durch Gewehrfeuer plötzlich geweckt. Ich warf mich in die Uniform und eilte der Caserne meines Regiment's zu.

Die Straßen waren leer, aber von fünfzig zu fünfzig Schritten waren Schildwachen ausgestellt.

Mir ward klar, daß in irgend einem Theile der Stadt etwas Ungewöhnliches vorgehe. Als ich in der Caserne ankam, war ich nicht wenig überrascht, die Thore geöffnet und die Wache unbesezt zu finden. In dem Innern war kein Soldat zu sehen.

In der Krankenstube, die ich eigens für Cholera Kranke hatte einrichten lassen, sagte mir ein Sergeant, daß widriges Wetter Novales gezwungen habe in den Hafen zurückzukehren, daß Novales um ein Uhr Morgens mit dem Lieutenant Ruiz in die Caserne gekommen sei, und daß er, nachdem er sich der Hilfe aller Creolen-Unterofficiere versichert, das Regiment unter die Waffen gerufen, die Thore von Manilla besetzt, und sich endlich zum Kaiser der Philippinen proklamirt habe.

Diese außerordentliche Nachricht machte mich bestürzt.

Mein Regiment war in vollem Aufstande. Ging ich zu ihm und es ward besiegt, so betrachtete man mich als einen Verräther und der Tod durch die Kugel war gewiß; blieb ich und kämpfte gegen das Regiment, so kannte ich

Novales genug, um zu wissen, was ich, im Falle er siegte, von ihm zu erwarten hatte.

Ich durfte indeß nicht lange schwanken. Die Pflicht band mich an Spanien, das mich so gut behandelt hatte; ich beschloß, Spanien zu vertheidigen.

Ich trat aus der Caserne und überließ mich dem Zufalle.

Bald stand ich vor dem Quartier der Artillerie. Ich näherte mich dem Gitter und fragte den beobachtenden Officier, ob er für Spanien sei.

Auf seine bejahende Antwort bat ich ihn, mir öffnen zu lassen und erklärte ihm, daß ich mich seinem Corps anschließen wolle, dem ich vielleicht als Wundarzt Dienste leisten könne.

Ich trat ein und ging zu dem Commandanten, um seine Befehle einzuholen.

Während der Nacht hatte sich Ruiz im Namen Novales zu dem General Folgueras begeben, der in Abwesenheit des Gouverneurs Martinez commandirte. Der Gouverneur befand sich auf dem Lande.

Nachdem er die Wache überrascht und Folgueras erscholcht, hatte er sich der Häupter der Stadt bemächtigt. Dann war er zu den Gefängnissen gegangen, hatte die Gefangenen in Freiheit gesetzt, und statt ihrer die ersten Beamten der Colonie eingesperrt.

Das erste leichte Infanterie-Regiment stand auf dem Gouvernements-Platz zum Kampfe bereit. Zweimal hatte es versucht, die Artillerie zu werfen und die Citadelle zu nehmen, aber es war stets zurückgeschlagen.

Man wartete auf Hilfe von auswärts und auf die Befehle des Generals Martinez, um die Rebellen anzugreifen.

Bald hörten wir einige Artillerie-Salven. Der General Martinez, an der Spitze des Regiment's der Königin, ließ das Thor Sainte-Lucie sprengen und drang in die Militairstadt.

Das Artillerie-Corps vereinigte sich mit dem Gouverneur, und wir rückten nach dem Gouvernements-Platz vor.

Die Insurgenten hatten an den Straßen, die auf den Platz mündeten, je zwei Kanonen aufgepflanzt.

Kaum hatten wir uns dem Palaste genähert, als wir von einem fürchterlichen Musketenfeuer empfangen wurden.

Der Feldprediger des Generals fiel als das erste Opfer.

Wir standen in einer Straße, die sich an den Befestigungswerken hinzog, und von wo aus ein vortheilhafter Angriff des Feindes unmöglich war.

Der General Martinez gab dem Angriffe eine andere Richtung, und wir drangen durch die Straße Sainte-Isabelle vor.

Die Truppen hatten zwei Reihen gebildet und rückten auf beiden Seiten der Straße vor, indem sie die Mitte frei ließen. Das Regiment Panpangas, das von einer andern Seite her den Fluß überschritten hatte, kam durch eine der entgegengesetzten Straßen an. Die Insurgenten standen zwischen zwei Feuern.

Aber sie vertheidigten sich mit großer Unerfrochtenheit, und ihre Tiralleurs verursachten uns viel Schaden.

Novales war überall, er feuerte seine Soldaten durch Worte, Geberden und durch sein Beispiel an. Der Lieutenant Ruiz war beschäftigt, eine der Kanonen zu richten, welche die Straße beherrschte, aus der wir anrückten.

Nach einem dreistündigen Kampfe begann eine allgemeine Flucht.

Die Soldaten machten Alles nieder, was ihnen in die Hände fiel.

Novales ward als Gefangener zu dem Gouverneur geführt.

Ruiz hatte zwar einen Schuß in den Arm erhalten, er war aber so glücklich, die Befestigungswerke zu ersteigen und zu entkommen. Erst drei Tage später ward er ergriffen.

Kaum war der Kampf beendet, so trat auf der Stelle ein Kriegsgericht zusammen.

Novales ward zuerst verurtheilt.

Um Mitternacht war er proscribirt, um zwei Uhr Morgens zum Kaiser ausgerufen, und um fünf Uhr Abends ward er von hinten erschossen.

Solche Glückswechsel kommen in den spanischen Colonien häufig vor.

Das Kriegsgericht blieb bis zu Mittag des folgenden Tages beisammen, und verurtheilte alle Gefangenen, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte.

Der zehnte Theil des Regiment's ward auf die Galeere geschickt, und alle Unterofficiere wurden zum Tode verurtheilt.

Ich hatte den Befehl erhalten, mich um vier Uhr auf den Gouvernements-Platz zu begeben, wo die Execution stattfinden sollte. Alle Stabsofficiere und zwei Compagnien von jedem Bataillon der Garnison wohnten dieser Execution bei.

Gegen fünf Uhr wurden die Thüren des Stadthauses geöffnet. Umgeben von Soldaten erschienen siebzehn Unterofficiere. Jeder von ihnen hatte zwei Mönche und einen barmherzigen Bruder bei sich.

Ein feierliches Schweigen herrschte auf dem ganzen Platze. Von Zeit zu Zeit hörte man das dumpfe Wirbeln der Trommeln und die Grabgesänge der Mönche.

Der langsam sich bewegende Zug hielt vor der Fassade des Palastes an. Den siebzehn Unterofficieren ward befohlen, niederzuknien und das Gesicht gegen die Mauer zu wenden.

Nun erfolgte ein langer Trommelwirbel, die Mönche trennten sich von den Opfern, ein zweiter Wirbel rollte und eine Salve krachte — die siebzehn jungen Leute fielen mit dem Gesichte auf die Erde.

Aber einer von ihnen war nicht getroffen, er sank nieder, und beobachtete eine völlige Regungslosigkeit. Einen Augenblick später traten die Brüder heran und warfen ihre schwarzen Schleier über die Opfer, die von nun an der göttlichen Gerechtigkeit angehörten.

Ich hatte die Vorgänge beobachtet, und stand nur einige Schritte von dem entfernt, der seine Rolle als Todter so gut spielte. Mein Herz klopfte, als ob es die Brust zersprengen wollte. Ich hätte die Mönche auf diesen Unglück-

lichen stoßen mögen, der eine gräßliche Angst empfinden mußte. Aber in dem Augenblicke, als der schwarze Schleier den unglücklichen jungen Mann bedecken sollte, der durch ein Wunder verschont geblieben, berichtete ein Officier dem Commandanten, daß ein Schuldiger der Strafe entgangen sei. Die frommen Brüder standen still, und zwei Soldaten erhielten den Befehl, auf den unglücklichen Unterofficier aus einer so nahen Entfernung zu schießen, daß sie ihn sicher trafen.

Entrüstet trat ich dem Angeber näher, und machte ihm seine Grausamkeit zum Vorwurfe. Er wollte antworten, aber ich wandte ihm verachtend den Rücken zu. Den Namen dieses Officiers will ich aus Rücksicht für seine Familie verschweigen.

Ein strenger Befehl meines Colonels hatte mich gezwungen, dieser schrecklichen Hinrichtung beizuwohnen, die ich erzähle, und doch hätten mich lebhaftere Besorgnisse davon zurückhalten müssen.

Am Abend, als der Kampf beendet und die Insurgenten in die Flucht geschlagen waren, dachte ich an die Qualen, die meine theure Anna empfinden mußte.

Es war ein Uhr Nachmittags, und seit drei Uhr Nachts hatte ich sie ohne Nachricht von mir gelassen. Konnte sie nicht glauben, daß ich zu den Rebellen gehörte oder gefallen sei?

Wenn meine Pflicht mich einen Augenblick die hatte vergessen lassen, die ich mehr als mein Leben liebte, so stand ihr Bild doch vor mir, als die Gefahr vorüber war.

Gute Anna! Ich sah sie bleich und zitternd vor Auf-

regung, sich fragend, ob nicht jeder abgefeuerte Schuß sie zur Wittwe machte. Mit Schmerz erfüllter Seele eilte ich nach Hause, um sie zu trösten.

Ich stieg rasch die Treppe hinan. Mein Herz klopfte heftig. Vor der Thür ihres Zimmers stand ich einen Augenblick still. Nachdem ich ein wenig Muth gefaßt, öffnete ich, und trat ein.

Anna lag auf den Knien und betete.

Als sie meinen Schritt hörte, sah sie auf; sie erhob sich und warf sich in meine Arme, ohne ein Wort auszusprechen.

Ich schrieb Anfangs dieses Schweigen ihrer Aufregung zu; als ich aber ihr reizendes Gesicht prüfte und ihren starren Blick sah, da zitterte ich. Ich hatte alle Symptome einer Gehirnentzündung erkannt.

Mir bangte, daß meine Frau den Verstand verloren hätte, und dieses Bangen erhielt mich in einer steten Aufregung.

Ich war glücklich in meinem tiefen Schmerze, daß ich selbst ihr einige Linderung gewähren konnte. Nachdem ich sie zu Bett gebracht, ließ ich ihr alle Sorgfalt angedeihen, die ihr Zustand erforderte.

Sie war sehr ruhig. Die wenigen Worte, die sie sprach, waren unzusammenhängend. Sie hatte die fixe Idee, daß man sie vergiften und mich ermorden wolle. Ihr ganzes Vertrauen war auf mich gerichtet. Während der ersten drei Tage waren alle angewendeten Mittel fruchtlos. Die Kranke empfand keine Linderung.

Nun beschloß ich, die Aerzte von Manilla zu consulti-

ren, obgleich ich kein Vertrauen zu ihnen hatte. Sie riefen mir einige unbedeutende Medicamente und gestanden, daß jede Hoffnung verloren sei. Als einen philosophischen Trost fügten sie hinzu, daß der Tod dem Verluste des Verstandes vorzuziehen sei.

Ich theilte die Ansicht dieser Herren nicht. Ich hätte den Wahnsinn dem Tode vorgezogen, denn in diesem Falle blieb mir die Hoffnung, daß der Wahnsinn sich mildere und verschwinde.

Wieviel Wahnsinnige hat man nicht schon geheilt, und wieviel werden noch täglich geheilt! Aber der Tod ist das letzte Wort der Menschheit. Der Grabstein, sagt ein junger Dichter, legt sich zwischen Gott und die Welt, er ist ein gefallener Vorhang.

Ich beschloß den Tod zu bekämpfen und Anna gegen ihn zu vertheidigen. Nun versuchte ich alle Berechnungen der Wissenschaft, so problematisch sie auch sind. Ich sah, daß meine Collegen noch unwissender waren, als ich geglaubt hatte. Mit Liebe, Ergebung und festem Willen begann ich den Kampf gegen das Schicksal, das sich mir in so düstern Farben zeigte.

Ich schloß mich in dem Zimmer der Kranken ein, und verließ sie keinen Augenblick mehr. Es machte mir Mühe, sie zur Annahme der Medicamente zu bewegen, die ich für nöthig hielt. Ich mußte meine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um sie zu überzeugen, daß die Arzneien, die ich ihr bot, nicht vergiftet seien.

Sie schlief nicht, obgleich sie stets eine Schlassucht hatte, die eine starke Entzündung des Gehirns verrieth.

Dieser schreckliche Zustand dauerte neun Tage. Während neun Tagen wußte ich nicht, ob ich sie für todt oder lebend halten sollte. Wie oft bat ich Gott, er möge ein Wunder thun!

Eines Morgens sah ich, daß die Kranke die Augen schloß. Ein unbeschreiblicher Schrecken erfaßte mich. Sollte der Schlummer, der sich ihrer bemächtigte, ein Erwachen sein? Ich neigte mich über sie und belauschte ihr Athmen — es war ruhig und geräuschlos. Ich besühlte den Puls — er ging ruhiger und regelmäßiger. Es kündigte sich die Besserung an. In einer gräßlichen Angst wartete ich.

Als der ruhige Schlaf eine halbe Stunde angehalten, zweifelte ich nicht mehr, daß eine heilsame Krisis meiner armen Kranken den Verstand und das Leben zurückbrachte.

Achtzehn Stunden saß ich an ihrem Bette und beobachtete ihre kleinsten Bewegungen. Nachdem ich so lange eine martervolle Angst und Ungewißheit ertragen, erwachte endlich die Kranke wie aus einem Traume.

„Du wachst wohl schon lange?“ sagte sie, indem sie mir die Hand reichte. „Ich bin wohl sehr krank gewesen? Ach, wie hast Du für mich gesorgt! Du kannst nun ruhen, denn ich fühle, daß ich genesen bin!“

Ich glaube, daß ich in meinem Leben die stärksten Aufregungen, sowohl vor Glück als vor Kummer, gehabt habe, die der Mensch empfinden kann. Aber nie ist meine Freude lebhafter und inniger gewesen, als in dem Augenblicke, wo Anna diese Worte sprach.

Man kann sich einen Begriff von meinem Geisteszu-

stande machen, wenn man die Qualen bedenkt, die ich seit achtzehn Tagen erlitten.

Ich war seit einiger Zeit Zeuge von so seltsamen Schauspielen gewesen, daß es wohl natürlich erschien, wenn ich den Verstand verlor.

Ich hatte thätig an einem erbitterten Kampfe theilgenommen; ich hatte Verwundete rings um mich niedersinken sehen und das Röcheln der Sterbenden gehört; als ich nach einer schrecklichen Execution zu meiner Gattin zurückkehrte, hatte sich meiner der größte Schmerz bemächtigt; dann war ich bei einer angebeteten Person geblieben, ohne zu wissen, ob ich sie für immer verlieren, oder ohne Verstand behalten würde; und plötzlich ward diese theure Lebensgefährtin durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben.

Meine Thränen mischten sich mit den ihrigen. Meine Augen, trocken und brennend von dem langen, schmerzlichen Wachen, fanden die Thränen wieder, aber es waren dies Thränen der Freude und des Glück's.

Wir wurden Beide nach und nach ruhiger. In traulichem Gespräche erzählten wir uns Alles, was wir erduldet hatten. O Sympathie liebender Herzen! Wir hatten denselben Kummer gehabt, denselben Schmerz empfunden — sie für mich, ich für sie!

Nach diesem erquickenden Schlummer stand Anna auf und machte wie gewöhnlich ihre Toilette. Keiner von denen, die sie sahen, wollte glauben, daß sie achtzehn Stunden zwischen Tod und Wahnsinn geschwebt, zwischen diesen beiden Abgründen, vor denen die Liebe und Treue uns bewahrt hatten.

Ich war glücklich.

Mein tiefer Schmerz war rasch durch eine lebhaftere Freude verschleucht, die sich in meinem Gesichte abspiegelte.

Leider war auch diese Freude vorübergehend, wie alle Freuden.

Der Mensch ist hienieden die Beute des Unglück's.

Nach einem Monate versiel meine Frau in dieselbe Krankheit. Dieselben Symptome zeigten sich mit denselben Wirkungen in demselben Verlaufe der Zeit. Noch neun Tage wachte ich an ihrem Bette, und am zehnten Tage gab ihr ein wohlthätiger Schlummer den Verstand zurück.

Aber diesmal hatte ich die Erfahrung für mich, diese unerbittliche Lehrmeisterin, die einen Unterricht giebt, den man nie wieder vergißt.

Ich fürchtete, daß dieser plötzliche Wechsel keine völlige Heilung sei, daß er einen Rückfall herbeiführen würde, der das Gehirn der Kranken für immer zerstörte.

Dieser verhängnißvolle Gedanke zerbrach mir das Herz, und bewirkte eine Traurigkeit, die ich der nicht verheimlichen konnte, die sie mir eingeflößt hatte.

Ich erschöpfte alle Hilfsmittel der Medicin; alle waren fruchtlos.

Vielleicht, dachte ich, geht ihre Genesung besser von statten, wenn ich die Kranke von dem Orte entferne, wo die Ereignisse, die ihre Affection bewirkt, stattgefunden; vielleicht sind Bäder und Spaziergänge auf dem Lande der Wiederherstellung günstig. In Begleitung einer Verwandten reisten wir nach Tierra-Alta, einem reizenden Orte,

einer wahren Dase, wo sich Alles vereinigte, um das Leben angenehm zu machen und Liebe dafür zu erwecken.

Die ersten Tage unsers Aufenthalt's auf diesem schönen Landsitze waren Tage der Freude, der Hoffnung und des Glück's.

Anna erholte sich mit jedem Tage mehr, und sie erfreute sich bald einer blühenden Gesundheit.

Prachtvolle Drangen und Mangolien bildeten in dem reizenden Garten eine so dichte Gruppe, daß wir in ihrem Schatten Schutz gegen die stärkste Hitze fanden.

Ein hübscher Bach mit blauem, durchsichtigem Wasser floß mitten durch unsern Rasenplatz. Ich ließ indische Bäder in diesem Bache anlegen.

Wollten wir uns an Spazierfahrten erfreuen, so ließ ich vier schöne Pferde an einen niedlichen Wagen spannen und wir fuhren durch die mit biegsamem Bambusrohr und allen Arten tropischer Blumen geschmückten Wege.

Aus dieser kurzen Schilderung läßt sich entnehmen, daß in Tierra-Alta Nichts fehlte, was man auf dem Lande wünschen kann. Es war ein Eden für eine Reconvalescentin.

Aber man hat wohl Recht, wenn man sagt, daß es auf Erden kein vollkommenes Glück giebt. Ich hatte eine Frau, die ich anbetete, und die mich mit der Aufrichtigkeit eines jungen und reinen Herzens liebte. Wir lebten, fern von dem Geräusche der Welt, in einem Paradiese, und vorzüglich fern von neidischen und eifersüchtigen Menschen. Wir athmeten eine würzige Luft, das Wasser, das unsere Füße nezte, war klar und strahlte einen war-

men, glänzenden Himmel zurück, der oft mit glühenden Sternen besäet war. Und Anna's Gesundheit schien sich zu befestigen — ich war glücklich! Ich war glücklich über ihr Glück!

Wer nun konnte das Glück in unserer reizenden Einsamkeit trüben?

Ein Haufen Banditen!

Diese Banditen hielten sich in den reizenden Ufergegenden von Tierra-Alta auf und verwüsteten das Land durch Diebereien und Mordthaten. Man hatte zwar ein Regiment zu ihrer Verfolgung ausgesickt; aber sie kümmerten sich wenig darum. Sie waren zahlreich, gewandt und verwegen, und so viel Wachsamkeit das Gouvernement auch entfaltete, die Bande setzte ihre Räubereien und Mordthaten fort.

In dem Hause, das ich damals bewohnte und später verließ, ward der Cavalerie-Commandant Aguilar, der es nach mir bezog, überfallen und von zwanzig Dolchstichen durchbohrt.

Einige Jahre nach diesem Vorfalle mußte das Gouvernement mit diesen Banditen capituliren, und gleich darauf sah man eines Tages zwanzig mit Karabinern und Dolchen bewaffnete Männer in Manilla einziehen.

Ihr Chef führte sie; stolz und sicher zogen sie nach der Wohnung des Gouverneurs. Dieser redete sie an, ließ sie die Waffen ablegen und schickte sie zu dem Erzbischof, damit er sie ermahne.

Nach einer frommen, eindringlichen Rede forderte der

Erzbischof sie auf, ihre Verbrechen zu bereuen, gute Bürger zu werden und in ihre Dörfer zurückzukehren.

Diese Männer, die sich des Gewinnes wegen mit dem Blute ihrer Nebenmenschen befleckt, die des Goldes wegen tausend Verbrechen begangen hatten, hörten fromm den Diener des Herrn an, änderten vollständig ihren Lebenswandel und wurden dann gute und friedliche Pflanzler.

Doch, ich kehre nach Tierra-Alta und zu der Zeit zurück, wo die Banditen sich noch nicht bekehrt hatten und meine Ruhe und Sicherheit stören sollten.

War es nun aus Sorglosigkeit, oder weil ich ein großes Vertrauen in den Indianer setzte, bei dem ich nach den Verwüstungen der Cholera einige Zeit gelebt hatte und dessen Einfluß im Lande mir bekannt war — kurz, ich fürchtete die Banditen nicht.

Dieser Indianer lebte einige Meilen von Tierra-Alta in den Bergen von Marigondon; er hatte mich mehrmals besucht und oft gesagt:

„Fürchten Sie die Banditen nicht, Sennor Doctor Pablo; sie wissen, daß wir Freunde sind, und dies genügt, um sie von einem Angriffe auf Sie abzuhalten, denn sie fürchten mir zu mißfallen und mich zu ihrem Feinde zu machen.“

Diese Worte hatten mich vollständig beruhigt, und bald auch hatte ich Gelegenheit zu sehen, daß mich der Indianer unter seinen Schutz genommen.

Wenn der Leser, wie ich, von dem Wunsche beseelt gewesen wäre, die Wasserfälle der Tierra-Alta zu besuchen, so wäre er mit mir nach dem Orte gegangen, der

Ylang-Ylang genannt wurde. In der Nähe dieses Ortes wohnten Verwandte meines indischen Beschützers.

Hier fällt der, eng in sein Bett eingezwängte Fluß aus einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß in einem einzigen Strahle in ein großes Becken, aus dem das Wasser ruhig abfließt, um nach einigen Schritten einen neuen, aber weniger hohen Fall zu bilden, und zwar in der ganzen Flußbreite. Das klare und wie Krystall durchsichtige Wasser rauscht über drei Stufen herab.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, wie alle die, welche die mächtige Hand des Schöpfers den Augen der Menschen bietet. Mag auch die Kraft und der Erfindungsgeist der Menschen sich abmühen — er erreicht die Erhabenheit nicht, welche die Natur ihren Werken verleiht!

Eines Morgens fuhren wir nach diesen Wasserfällen. Kaum hatten wir den Fuß auf den Boden von Ylang-Ylang gesetzt, als plötzlich unser Wagen von Banditen umringt ward, die vor den Linientruppen flohen.

Der Chef, wir vermutheten es anfangs, daß er es sei — sagte zu seinen Genossen, ohne sich um uns zu kümmern und ohne ein Wort an uns zu richten:

„Wir müssen die Pferde tödten!“

Mir war klar, daß er fürchtete, seine Feinde würden die Pferde zur Verfolgung benutzen.

Mit großer Kaltblütigkeit, die mich glücklicherweise in gefährvollen Augenblicken nie verläßt, sagte ich zu ihm:

„Habe keine Furcht, Deine Feinde sollen sich meiner Pferde zu Deiner Verfolgung nicht bedienen; ich gebe Dir mein Wort darauf!“

Darauf wandte er sich zu seinen Kameraden:

„Wenn es so ist, wenn uns die spanischen Soldaten heute Nichts zu Leide thun, so werden auch wir Keinem ein Leid zufügen. Folgt mir!“

Laufend setzten sie ihren Weg fort.

Einen Augenblick später fuhr ich im Galopp davon und schlug eine Richtung ein, in der ich den Soldaten nicht begegnen konnte.

Die Banditen sahen mich von Weitem.

Die Gewissenhaftigkeit, mit der ich mein gegebenes Wort gehalten, sollte ihre Früchte tragen.

Ich wohnte nicht nur mehre Monate sicher in Tierras Alta, ich erhielt auch einige Jahre später, als ich Tala Tala bewohnte und in der Eigenschaft als Commandant der Landgendarmarie der Provinz Lagune der natürliche Feind der Banditen war, folgenden Brief:

„Mein Herr!

„Hüten Sie sich vor Pedro Tumbaga! Er hat uns aufgefordert, Sie in Ihrer Wohnung zu überfallen und anzugreifen. Wir erinnern uns noch jenes Morgens, wo wir uns an den Wasserfällen sprachen; Sie sind ein Ehrenmann, denn Sie haben treulich Ihr Wort gehalten. Müssen wir uns einander gegenüber stehen, so werden wir ehrlich kämpfen, und nie soll Ihnen eine Schlinge gelegt werden. Seien Sie auf Ihrer Huth, und fürchten Sie Pedro Tumbaga. Er ist ein Schuft und fähig, aus einem Verstecke einen Schuß auf Sie abzufeuern.“

Man sieht, daß ich mit anständigen Banditen zu thun hatte.

Ich antwortete ihnen:

„Ihr seid brave Leute. Ich danke Euch für Euere gut gemeinte Absicht; aber ich fürchte Pedro Tumbaga nicht. Ich begreife nicht, daß Ihr einen Mann unter Euch behalten könnt, der fähig ist, seinen Feind aus dem Hinterhalte zu tödten. Hätte ich einen Soldaten, wie ihn, ich würde ihm bald Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und zwar ohne Beihilfe der Gerichte.“

Bierzehn Tage nach meiner Antwort lebte Tumbaga nicht mehr. Die Kugel eines Banditen hatte mich von ihm befreit.

Ich kehre nun zu meiner ersten Erzählung zurück.

Als ich Ylang-Ylang und die Banditen hinter mir hatte, hielt ich an; ich fürchtete, daß das so eben stattgehabte Ereigniß einen bösen Einfluß auf Anna ausüben könnte.

Aber glücklicherweise waren meine Befürchtungen ungegründet, meine Frau hatte sich nicht erschreckt. Als ich sie fragte, ob sie Furcht gehabt habe, antwortete sie:

„Furcht! Bin ich nicht bei Dir?“

Bei spätern gefährvollen Gelegenheiten erhielt ich den Beweis, daß sie mir die Wahrheit gesagt hatte, denn sie behielt stets dieselbe Kaltblütigkeit.

Als ich die Gefahr für beseitigt hielt, schlug ich den Weg nach meiner Wohnung ein. Das Benehmen der Banditen hatte mir nicht nur gefallen, es gab mir auch die

Gewißheit, daß ich von ihnen etwas Böses nicht zu befürchten hatte.

Ich dankte meinem Freunde, dem Indianer, denn ich zweifelte nicht daran, daß sein Einfluß meine wilden Nachbarn im Zaume hielt.

Der verhängnißvolle Zeitpunkt, wo meine Frau einer neuen Krisis erliegen sollte, nähete; bald ward sie von der schrecklichen Krankheit wieder befallen, welche der Aufstand Novales bewirkt hatte.

Ich hatte gehofft, daß die Landluft, die Bäder und die vielfältigen Zerstreuungen meine arme Kranke heilen würden; aber mein Hoffen war vergebens, ich mußte, wie im Monate zuvor, eine Zeit physischer und moralischer Leiden verleben.

Die Verzweiflung bemächtigte sich meiner, ich wußte nicht mehr, was ich beginnen sollte; aber ich entschloß mich, in Tierra-Alta zu bleiben, denn hier hatte ja meine theuere Lebensgefährtin die Gesundheit wieder erlangt. Ich wich nicht von ihrer Seite und suchte durch Alles, was Kunst und Einbildung erfinden konnten, die verhängnißvolle Krankheit zu bekämpfen.

Endlich wurden meine Bemühungen durch einen glücklichen Erfolg gekrönt. Die Zeit, wo das Uebel wiederkehren mußte, verstrich, ohne daß es eintrat, und ich hatte die Gewißheit einer vollständigen Genesung.

Nun empfand ich alle Freude, die sich des Gemüths bemächtigt, wenn man lange für den Verlust einer zärtlich geliebten Person gezittert hat, und ich gab mich furchtlos den vielfachen Freuden hin, die Tierra-Alta mir bot.

Ich liebte die Jagd, und ging oft in die Berge von Marigondon zu meinem Freunde, dem Indianer.

Wir verfolgten zusammen den Hirsch und die manichfachen Vögel, die dieses Land in einem solchen Ueberflusse besitzet, daß man unter fünfundzwanzig Gattungen Tauben, Hühnern und wilden Enten wählen kann. Ich habe oft fünf bis zehn auf einen Schuß erlegt.

Die Jagd auf wilde Hühner, eine Art Fasanen, gewährte mir großes Vergnügen.

Wir jagten in großen Ebenen, die mit kleinen Gehölzen besäet waren. Dazu bedienten wir uns schöner, eigens dazu dressirter Pferde. Die Hunde jagten das Wildpret auf, und wir, die wir mit Peitschen bewaffnet waren, hieben es nieder, was indeß nicht so schwer war, als man wohl glauben möchte.

Wenn ein Volk ausgejagter Hühner aus einem Dickicht aufflog, setzten wir unsere Pferde in Galopp, und nun begann ein Jagen, wie es sich ein englischer Gentleman nur immer wünschen kann.

Auch den Hirsch jagte ich zu Pferde und mit der Lanze. Diese Uebung gewährt viel Vergnügen, leider aber ist sie nicht selten von Unglücksfällen begleitet.

Ich theile einen solchen Fall mit.

Die Pferde, deren man sich bedient, sind für diese Jagd abgerichtet; sobald sie den Hirsch gewahren, ist es nicht mehr nöthig, es ist selbst unmöglich, sie zu leiten; sie verfolgen ihn mit der ganzen Schnelligkeit ihrer Beine, und überspringen alle Hindernisse, die sich ihnen bieten.

Der Reiter hält eine Lanze in der Hand, deren Schaft

zwei oder drei Ellen lang ist. Sobald er das Thier in der Wurfweite glaubt, wirft er die Lanze nach ihm.

Fehlt er, so fährt die Lanze in die Erde. Nun bedarf es einer großen Geschicklichkeit, um dem emporragenden Ende derselben auszuweichen, das oft die Brust des Jägers oder das Pferd verlegt.

Von den Stürzen, denen man ausgesetzt ist, wenn man auf einem unebenen und fremden Terrain im Galopp reitet, rede ich nicht.

Schon bei meinem ersten Aufenthalte bei dem Indianer hatte ich solche Jagden mitgemacht. Da ich eine Ehre darin suchte, so hatte ich ihn gebeten, mich zu einer gefährlichen Jagd mitzunehmen, und zwar zu der Büffeljagd, die man fast einen Kampf nennen kann.

Aber auf alle meine Bitten hatte der Indianer stets geantwortet:

„Diese Jagd ist zu gefährlich, ich will Sie nicht einem Unglücke aussetzen.“

Er vermied es selbst, mich in die Ebenen zu führen, die das Gebirge Marigondon begrenzen, und wo die wilden Büffel gewöhnlich zu finden sind.

Sechstes Kapitel.

Tierra = Alta. Die Büffeljagd. Rückkehr nach Manilla.

Nach vielen wiederholten Bitten erreichte ich endlich, was ich so sehnlich wünschte. Aber der Indianer wollte wissen, ob ich ein guter Reiter und gewandt sei. Als er sich über diese beiden Punkte Gewißheit verschafft hatte, brachen wir eines schönen Morgens auf. Neun Jäger und eine kleine Meute begleiteten uns.

In dem Theile der Philippinen, wo wir uns befanden, ward die Büffeljagd zu Pferde und mit einer Schlinge ausgeführt, da die Indianer nicht gewohnt sind, sich des Gewehrs zu bedienen. In anderen Theilen gebraucht man die Feuerwaffe, wie ich später Gelegenheit haben werde, zu erzählen. Aber beide Arten sind gleich gefährlich.

Bei der ersten Art muß man ein guter und sehr gewandter Reiter sein; bei der zweiten bedarf es einer großen Kaltblütigkeit und einer guten Waffe.

Der wilde Büffel ist von dem Hausbüffel sehr verschieden — er ist ein gefährliches Thier. Er verfolgt den Jäger, sobald er ihn bemerkt, und kann er ihn mit seinen spizen Hörnern erreichen, so läßt er ihn seine Verwegensheit büßen.

Mein treuer Indianer wachte über meine Erhaltung mehr, als über die seinige. Er wollte nicht, daß ich ein Gewehr, nicht einmal eine Schlinge nähme.

Da er nicht genug Vertrauen in meine Geschicklichkeit setzte, so zog er es vor, daß ich zu Pferde und in meinen Bewegungen ungehindert blieb.

Meine ganze Bewaffnung bestand in einem Dolche, den ich im Gürtel trug.

In kurzem Trabe durchstreiften wir zu dreien die Ebene; aber wir hüteten uns wohl, den Saum des Waldes zu überschreiten, um von dem Thiere nicht überrascht zu werden, das zu bekämpfen wir ausgezogen waren.

Nach einer Stunde hörten wir das Bellen der Hunde, ein Zeichen, daß der Feind im Anzuge war.

Nun beobachteten wir mit der größten Aufmerksamkeit den Ort, wo wir dachten, den Feind ankommen zu sehen.

Er ließ sich lange bitten, ehe er sich zeigte.

Endlich krachte das Holz, die Zweige brachen zusammen, die jungen Bäume wurden entwurzelt und ein herrlicher Büffel erschien in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten.

Dieser Büffel hatte eine schöne schwarze Farbe; seine Hörner waren lang und spitzig. Den Kopf hoch haltend brach er hervor und suchte seine Feinde.

Wie einer Schnelligkeit, die man bei einem so gewaltigen Thiere kaum voraussetzen konnte, wandte er sich plötzlich einer unserer Gruppen zu, die aus drei Indianern bestand.

Diese setzten ihre Pferde in Galopp und bildeten ein Dreieck.

Das Thier wählte sich einen von ihnen, dann sprang es mit Ungestüm ihm entgegen.

Während dieser Zeit sprengte ein anderer Indianer auf den Büffel zu und warf ihm die Schlinge über, die er in der Hand hielt; aber er war nicht geschickt genug und verfehlte den Hals.

Der Büffel änderte die Richtung und verfolgte den unklugen Feind, der gerade auf uns zu eilte.

Eine zweite Gruppe von drei Jägern warf sich ihm entgegen.

Ein zweiter sprengte im Galopp auf ihn zu und warf seine Schlinge; aber er war nicht glücklicher, als sein Kamerad.

Alle drei Jäger machten denselben Versuch; keinem gelang es, seine Schlinge anzubringen.

Ich bewunderte als Zuschauer dieses Kämpfens, dieses Fliehens und Verfolgens, das mit eben so viel Muth und Ordnung, als Geschicklichkeit und Genauigkeit ausgeführt ward. Es war mir ein ungewöhnliches Schauspiel. Ich hatte oft Stierkämpfen beigewohnt und gezittert, wenn ich sah, wie die Toreadors dieselbe Regel beobachteten, um das wüthende Thier abzulenken, wenn es den Picador bedrohte.

Aber ein Kampf in geschlossener Bahn ließ sich mit diesem Kampfe im offenen Felde durchaus nicht vergleichen. Der schrecklichste Stier ist Nichts gegen einen wilden Büffel.

Die Spanier mit raschem Blute und die stolzen Castilianer, die aufregende und gefährliche Schauspiele suchen, mögen in die Ebenen von Marigondon auf die Büffeljagd gehen!

Nach vielem gefährlichen Kämpfen, Fliehen und Verfolgen gelang es endlich einem geschicktem Jäger, dem Thiere die Schlinge umzuwerfen.

Der Büffel lief langsamer und schüttelte den Kopf. Dann stand er von Zeit zu Zeit still, um sich von dem Hindernisse zu befreien, das sein Laufen beeinträchtigte.

Ein anderer, nicht minder geschickter Indianer als der erste, warf nun mit derselben Schnelligkeit und mit demselben Glücke seine Schlinge aus.

Das wüthende Thier grub nun seine spitzen Hörner in den Boden, daß die Erde rings emporsauf'te. Es wollte uns ohne Zweifel seine Kraft zeigen und das Loos, das den von uns betroffen haben würde, der sich hätte überraschen lassen.

Mit großer Sorgfalt und Vorsicht ließen die Indianer den Büffel die Mitte eines kleinen dichten Gehölzes erreichen, aus dem wir ihn zu unserer Freude bald wieder hervorgehen sahen.

Alle Jäger brachen in ein Freudengeschrei aus. Ich konnte einen Ruf der Bewunderung nicht unterdrücken.

Das Thier war besiegt; es bedurfte nur noch einiger Vorsichtsmaßregeln, um sich seiner völlig zu bemächtigen.

Zu meinem Erstaunen reizte man ihn durch Rufen und Bewegungen, um ihn zum Angreifen zu bewegen und springen zu lassen. Was würde unser Loos gewesen sein, wenn die Schlinge sich abgelöst hätte oder gerissen wäre? Glücklicherweise war keine Gefahr vorhanden.

Ein Indianer sprang vom Pferde und befestigte die beiden Schlingen mit großer Gewandtheit an einem starken Baumstamme, so daß der wüthende Büffel zurückgehalten wurde.

Dann benachrichtigte er uns durch ein Zeichen, daß er sein Werk vollbracht habe und zog sich zurück.

Nun rückten zwei Jäger heran und warfen dem Thiere auch ihre Schlingen über. Dann befestigten sie die beiden Enden der Schlingen durch Pfähle auf der Erde und bald war unsere Beute dergestalt gefesselt, daß sie sich nicht mehr bewegen konnte.

Wir konnten uns nun ungestraft nähern. Die Indianer hieben nun mit breiten Säbeln dem Büffel die Hörner ab, mit denen er sicher Rache geübt haben würde, wenn er sich ihrer hätte bedienen können. Hierauf durchstachen sie ihm mit einem spitzen Bambus die Haut zwischen den beiden Nasenlöchern und zogen ein indianisches Rohr in Form eines Ringes hinein.

Nachdem man ihn so gepeinigt, befestigte man ihn an zwei Hausbüffeln und führte ihn bis zu dem nächsten Dorfe.

Hier begann das Jägerrecht.

Man tödtete das Thier und die Jäger theilten das Fleisch, das eben so gut als das des Ochsen ist.

Ich hatte einen guten Anfang gemacht, denn nicht alle Büffeljagden laufen so glücklich ab, wie diese.

Einige Tage nachher führten wir eine zweite Jagd aus, die durch einen Zwischenfall unterbrochen wurde, der leider nur zu häufig vorkommt.

Ein Indianer ward von einem Büffel in dem Augenblicke überrascht, wo er aus dem Gehölze trat.

Er durchbohrte das Pferd mit einem Hornstöße und warf es zu Boden. Der Indianer kauerte sich hinter dem gefallenem Pferde nieder und da der Boden uneben war, so hoffte er, seinem furchtbaren Feinde zu entkommen. Der Büffel aber führte eine zweite Bewegung mit dem Kopfe aus und warf das Pferd auf den Reiter. Dann stieß er nach ihm und würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn er ihn sogleich erreicht hätte.

Glücklicherweise kamen andere Jäger herbei, die den Büffel zwangen, sein Opfer zu verlassen.

Es war die höchste Zeit!

Wir fanden den armen Indianer halb todt. Die Hörner des Büffels hatten ihm schreckliche Wunden beigebracht.

Nachdem wir das in Strömen fließende Blut gestillt, legten wir ihn auf eine schnell verfertigte Bahre und trugen ihn nach dem Dorfe.

Nach einer langen und sorgfältigen Pflege genas er wieder. Der Indianer, mein Freund und Beschützer, wollte nicht, daß ich ferner noch einer so gefährlichen Jagd beiwohnte.

Anna war völlig wieder hergestellt. Ich fürchtete nicht mehr, da ihre schreckliche Krankheit wiederkehren würde.

Mehrere Monate lang hatte ich alle Freuden und Annehmlichkeiten genossen, die *Tierra-Alta* bot. Die Posten, die ich in *Manilla* bekleidete, erforderten dort meine Gegenwart. Ich erfuhr es und wir reis'ten nach der Stadt.

Gleich nach meiner Rückkehr mußte ich zu meinem Bedauern das vorige Leben wieder beginnen, das heißt, von Morgens früh bis Abends spät Kranke besuchen.

Mein Stand entsprach durchaus meinem Charakter nicht. Ich war nicht genug Philosoph, um ohne Trauer die Leiden zu sehen, die ich nicht mildern konnte, um zu sehen, wie Väter und Mütter starben, die ihren Familien noch nützlich waren, oder junge geliebte und liebende Wesen.

Mit einem Worte, ich handelte nicht als Arzt, denn ich schickte den Leuten keine Rechnungen, man bezahlte mich wann und wie man wollte.

Zum Lobe der Menschheit muß ich sagen, daß ich wenig vergessliche Leute gefunden habe.

Uebrigens erlaubten mir meine Anstellungen ein bequemes Leben zu führen; ich hatte acht Pferde in meinem Stalle und hielt für meine Freunde und für Fremde stets offene Tafel.

Aber bald hätte mich ein Zufall um alle diese Vortheile gebracht.

Ich hielt monatlich eine Revision in dem Regimente ab, bei dem ich diente.

Eines Tages brachte ich einen jungen Soldaten, um ihn ab danken zu lassen.

Alles ging gut; aber ein französischer Arzt, Herr Charles Benoit, der auf mich eifersüchtig war, ward von

dem Gouverneur ernannt, um eine Untersuchung einzuleiten und meine Erklärung zu prüfen.

Er setzte natürlich in seinen Rapport, daß ich mich getäuscht habe und daß die Krankheit, von der ich gesprochen, eine eingebildete sei. Der durch diesen Rapport aufgeführten Gouverneur verurtheilte mich zu einer Geldbuße von sechs Piastern.

Den folgenden Monat stellte ich abermals denselben Soldaten vor und forderte seine Entlassung, da er zum Dienste nicht tauglich sei. Es ward eine Commission von acht Aerzten ernannt. Die Commission entschied einstimmig, daß ich Recht hatte. Der Soldat ward abgedankt.

Diese Ausgleichung genügte mir nicht; ich reichte dem Gouverneur eine Reclamation ein, der mir unter dem Vorwande nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, daß die Entscheidung des ärztlichen Comité's die seinige nicht aufheben könne.

Ich gestehe, daß ich diesen Beweisgrund nicht begriff. Dieses Raisonnement, wenn es nämlich eines war, hielt ich nur für ein scheinbares. Wie konnte man zugeben, daß der Unschuldige bestraft ward und daß der Unwissende, der sich getäuscht und mir widersprochen hatte, keinen Tadel erhielt?

Diese Ungerechtigkeit empörte mich. Ich bin Bretoner, ich hatte unter den Indianern gelebt, zwei Naturen, die nur die Gerechtigkeit und das gute Recht lieben.

Das Betragen des Gouverneurs brachte mich dergestalt auf, daß ich zu ihm ging, nicht um noch einmal zu

reclamiren, sondern ihm meine Entlassung von den wichtigen Posten, die ich bekleidete, zu überreichen.

Er empfing mich lächelnd und antwortete nach einigem Ueberlegen, daß ich von meiner Idee zurückkommen würde.

Der gute Gouverneur irrte. Mein erster Weg aus seinem Palaste war der in das Finanzministerium, wo ich die Besizung Jala-Jala kaufte.

Mein Entschluß stand unerschütterlich fest.

Obgleich meine Entlassung noch nicht angenommen war, so handelte ich doch, als ob ich völlig frei wäre. Ich hatte Anna vorläufig davon unterrichtet und sie gefragt, ob sie wohl in Jala-Jala leben möchte.

„Mit Dir werde ich überall glücklich sein!“ hatte sie mir geantwortet.

Demnach war ich Herr meines Willens und Handelns, ich konnte gehen, wohin mich mein Geschick führte.

Und ich that es.

Ich wollte zunächst die Ländereien besichtigen, die ich so eben erworben hatte.

Siebentes Kapitel.

Jala = Jala. Der See von Bay. Chinesische Legende. Mita.
(Mabutin = Tajo.)

Zur Ausführung dieses Planes bedurfte ich eines Indianers, auf den ich mich verlassen konnte. Ich wählte unter meinen Domestiken den Kutscher aus, einen treuen, verschwiegenen und muthigen Mann.

Nachdem ich in Lapindan, einem kleinen Dorfe bei dem Flecken Santa = Anna, einen Kahn mit drei Indianern gemiethet und ihn mit Waffen, Munition und Lebensmitteln ausgerüstet hatte, reis'te ich am Morgen des 2. April 1824 ab, um den Besitz meiner Güter anzutreten. Ich hatte weder meinen Freunden den Plan mitgetheilt, noch hatte ich mich erkundigt, ob der Gouverneur meine Stelle wieder besetzt hatte. Wollüstig schlürfte ich die belebende und reine Luft der Freiheit ein.

Mein leichter Kahn flog wie eine Seeschwalbe über die Fluthen des Flusses Passig.

Der Passig kommt aus dem See von Bah und ergießt sich in das Meer, nachdem er durch die Vorstädte von Manilla geflossen ist. An seinen Ufern prangen Bambuswaldungen und reizende indianische Besitzungen. Unterhalb des großen Fleckens Passig nimmt er den Fluß San-Mateo auf.

An dem linken Ufer gewahrt man noch die Ruinen der Kapelle und der Pfarrwohnung von San-Nicolas, die, wie die Legende sagt, von den Chinesen erbaut worden sind.

Ich will versuchen, diese Legende zu erzählen.

Vor Zeiten fuhr ein Chinese in seinem Kahne entweder auf dem Passig oder dem San-Mateo. Da bemerkte er plötzlich einen Caiman, der sich seinem gebrechlichen Fahrzeuge näherte und es umzustürzen drohete. Der unglückliche Chinese, der sich schon in den Fluthen sah und sich für ein Futter des wilden Thieres hielt, nahm seine Zuflucht zu dem heiligen Nicolaus. Ein anderer hätte es vielleicht nicht gethan und dann würde er Unrecht gehabt haben. Der Gedanke war gut.

Der große heilige Nicolaus hörte auf das verzweiflungsvolle Rufen des Schiffbrüchigen, er erschien ihm und verwandelte mit einer Zauberruthe, als ob er eine wohlthätige Fee gewesen wäre, den lästigen Caiman in einen Felsen.

Der Chinese war gerettet.

Aber man glaube nicht, daß die Legende zu Ende ist. Die Chinesen sind keine undankbaren Leute. China ist das Land des Porcellan's, des Thee's und der Dankbarkeit.

Der Chinese, der einem so gräßlichen Tode entgangen war, wollte das Andenken an dieses Wunder erhalten — in Uebereinstimmung mit seinen Brüdern zu Manilla erbaute er dem großen Nicolaus eine hübsche Kapelle und eine Pfarrwohnung daneben.

Der Dienst in dieser Kapelle ward lange Zeit durch einen Bonzen, einen chinesischen Priester, versehen und alljährlich am Sanct-Nicolaustage vereinigten sich die reichen Chinesen von Manilla zu Tausenden, um ein Fest zu begehen, das vierzehn Tage dauerte.

Aber ein Bischof von Manilla fand, daß diese Dankbarkeitsfeier ein heidnischer Gottesdienst sei und darum ließ er das Dach der Kapelle und des Pfarrhauses abtragen.

Diese grausame Maßregel hätte weiter keine Folgen gehabt, wenn das Wasser des Himmels nicht in die Gebäude gedrungen wäre.

Die Feste zu Ehren des heiligen Nicolaus dauerten fort und dauern noch immer fort. Vielleicht deshalb, weil man sie untersagt hatte.

Um die Zeit, wo jetzt diese Feste stattfinden, am 6. November jeden Jahres, bietet sich dem Auge ein entzückender Anblick. Man sieht Nachts auf dem Passig große Schiffe, die mit vielen Kosten aus Manilla gebracht werden. Auf diesen Schiffen sind wahre Paläste von mehreren Stagen erbaut, die vom Fuße bis zum Gipfel erleuchtet werden.

Alle diese Lichter spiegeln sich in dem ruhigen Wasser des Flusses und scheinen die Zahl der Sterne zu vermehren, die auf der Oberfläche der Fluthen zittern.

Es ist ein improvisirtes Venedig.

In diesen Palästen trinkt man, man raucht Opium und macht Musik.

Der Peveate, ein chinesischer Weihrauch, brennt überall und beständig zu Ehren des großen Nicolaus, den man jeden Morgen anruft, indem man kleine Papierquadrate von verschiedenen Farben in den Fluß wirft.

Aber Sanct-Nicolaus erscheint nicht. Das Fest dauert zwei Wochen, dann gehen die Gläubigen heim bis zum nächsten Jahre.

Der Leser kennt nun die Legende vom Caiman, von dem Chinesen und von dem großen Nicolaus, ich kehre also zu meiner Reise zurück.

Ich fuhr also ruhig den Passig hinan, meinen neuen Besitzungen zu und träumte goldene Träume.

Ich sah dem leichten Rauche meiner Cigarre nach und dachte nicht, daß meine Träume und meine Luftschlösser wie er verfliegen würden.

Bald befand ich mich auf dem See von Bah. Dieser See, der größte der Insel Lügen, hat einen Umfang von fünfundvierzig bis fünfzig Meilen. Er ist auf allen Seiten von hohen, vulkanisch geformten Bergen umgeben, in denen fünfzehn Flüsse entspringen, die sich alle in dieses ungeheure Wasserbecken ergießen. Der Passig ist der einzige Abfluß zum Meere. Nachdem der Passig seine Fluthen zwischen Hügeln und den Vorstädten von Manilla hingewälzt, ergießt er sich in die Bucht, die sieben bis acht Meilen von dem See entfernt ist.

Neunundzwanzig große Flecken liegen an den Gestaden des See's, größtentheils da, wo die Flüsse münden.*)

Dieses herrliche Wasserbecken, das an manchen Stellen dreißig Fuß tief ist, ist mit reizenden Inseln besät, auf denen eine bewunderungswürdige Vegetation herrscht.

Die größte dieser Inseln, Talim, bildet mit dem Festlande von Lügen die Meerenge von Quinabutasan und mit Jala-Jala, das gegenüber liegt, den Theil des See's, der den Namen Rinconada führt.

Das Wasser des Bay ist süß und trinkbar. Aber bevor man es trinkt, muß man es einige Stunden still stehen lassen, damit sich eine Menge fremder Körper, die es enthält, auf den Boden setzen. Wenn diese Vorsicht vernachlässigt wird, ist das Wasser schädlich, es erzeugt heftige Koliken und Magenbeschwerden.

Die Erklärung dieses Umstandes ist nicht ohne Interesse.

Wenn die Sonne am Horizonte steht und der Wind von der entgegengesetzten Küste weht, so kann man das geschöppte Wasser nur dann ungestraft trinken, wenn man es zuvor eine gute Stunde im Schatten hat stehen lassen. Eben so ist es, wenn man sich in dem See badet, der Körper bedeckt sich mit Ausschlag und man wird mehrere Stunden von einem unerträglichen Jucken geplagt.

*) Das Wort Tagaloc kommt von den Bewohnern der Küste dieses See's. Es ist die Abkürzung der beiden Worte toga (Leute) und iloc (Fluß) Flußleute.

Dieses Phänomen ist besonders dem See von Bah eigen, und wird ohne Zweifel durch die Millionen mikroskopischer Insecten hervorgebracht, denen der Strahl der Sonne Leben giebt, und die vom Winde nach der entgegengesetzten Küste getragen werden. Die Fischer reiben sich mit Cocosöl ein, um sich vor dieser Plage zu schützen.

Der See besitzt vortreffliche Fische in Ueberfluß. Drei Gattungen allein sind dieselben, die wir in Europa haben: Die Seebarbe, der Aal und der Seekrebs. Die beiden letztern sind von auffallender Größe. Die Aale von fünfzehn bis zwanzig Kilogrammen sind sehr gewöhnlich.

Auch zwei Seefische halten sich in diesem süßen Wasser auf: Der Haifisch und der Sägefisch. Der erstere ist glücklicherweise sehr selten, der Letztere aber findet sich sehr häufig.

Ich kam endlich in Quinabutasan an. Es ist dies ein tagalesisches Wort, und bedeutet: wer ist löcherig.

In der einzigen Hütte, die sich hier befindet, hielten wir uns eine Stunde lang auf, um unser Mahl zu kochen und zu verzehren.

Diese Hütte bewohnte ein Fischer mit seiner Frau, sehr alte Leute; dessen ungeachtet aber sorgten sie durch Fischfang für ihren Unterhalt selbst.

Ich werde später von dem Vater Melampago sprechen, und seine Geschichte erzählen.

Als ich mich auf der Mitte der Wasserfläche befand, die Talim von der Halbinsel Jala-Jala trennt, bemerkte ich die neue Besingung, die ich leichtfertig gekauft hatte; ich konnte sie durch einen Blick beurtheilen.

Jala-Jala ist eine lange Halbinsel, die sich in der Mitte des See's von Norden nach Süden erstreckt.

Diese Halbinsel ist ihrer ganzen Länge nach durch eine Bergkette getheilt, die sich in kleine Hügel mit Zwischenräumen auflöst.

Die Natur ist unbeschreiblich schön. Klare und durchsichtige Quellen kommen von den Bergen, wässern eine üppige Vegetation und ergießen sich in den See.

Die fetten Weiden machen Jala-Jala zum wildreichsten Theile der ganzen Insel. Hirsche, Eber, wilde Büffel, Fühner, Enten, fünfzehn bis zwanzig Arten Tauben, Paspagaien und alle Arten Vögel sind in Ueberfluß vorhanden.

Der See ist mit zahllosen Wasservögeln bevölkert, vorzüglich mit Enten.

Trotz ihrer Ausdehnung bringt die Insel keine schädlichen und fleischfressenden Thiere hervor. Man hat nur die Sibethkatze zu fürchten, ein kleines Thier von der Größe einer Katze, die Jagd auf Vögel macht; dann die Affen, die in großen Haufen aus den Wäldern kommen, und die Zuckerrohr- und Maisfelder verwüsten.

Der See, der vortreffliche Fische enthält, ist in dieser Beziehung weniger begünstigt, als das Land. Man trifft häufig Caimans und Alligatoren, Thiere von so ungeheurer Größe, daß ein einziges derselben ein Pferd in wenig Augenblicken in Stücke zerreißt und in seinen großen Magen aufnimmt. Sie richten häufige und schreckliche Unglücksfälle an. Ich habe gesehen, daß mehr als ein Indianer ihnen zum Opfer fiel; mir selbst sind sie später begegnet.

Ich hätte eigentlich zuerst von den Menschen sprechen

sollen, die in den Wäldern von Jala-Jala wohnen; aber ich bin Jäger, und man wird mir verzeihen, daß ich mit dem Wildpret angefangen habe.

Zu der Zeit, als ich Jala-Jala kaufte, ward es von einigen Indianern malaischer Abstammung bewohnt, die in den Wäldern lebten und einige Flecke Erde bebaueten.

Nachts trieben sie auf dem See das Handwerk der Piraten, und gewährten allen Banditen der benachbarten Provinzen eine Zufluchtsstätte.

In Manilla hatte man mir diese Landschaft mit den düstersten Farben geschildert. Nach der Aussage der Stadtbewohner hätte ich nicht lange hier bleiben können, ohne das Opfer der Banditen zu werden.

Bei meiner Vorliebe zu Abenteuern trugen diese Erzählungen nur dazu bei, den Wunsch, diese Menschen, die fast im rohen Naturzustande lebten, kennen zu lernen, zu erhöhen.

Von dem Augenblicke an, wo ich Jala-Jala gekauft hatte, gestaltete sich in mir der Plan, die Einwohner an mich heranzuziehen, anstatt sie zu fürchten. Ich hatte beschlossen, mir die Banditen zu Freunden zu machen; zu diesem Zwecke durfte ich nicht als ein streng befehlender Besitzer kommen, sondern als ein Vater.

Das Gelingen meines Unternehmens hing von dem ersten Eindrucke ab, den ich auf die Indianer ausübte, die meine Vasallen werden sollten.

Als ich gelandet war, ging ich einem kleinen Weiler zu, der am Ufer des See's lag und aus einigen Hütten bestand. Mein treuer Kutscher begleitete mich. Ein jeder

von uns war mit einem guten doppelläufigen Gewehre, mit einem Paare Pistolen und einem Säbel bewaffnet.

Um zu erfahren, an wen ich mich zu wenden habe, hatte ich mich bei einigen Fischern nach dem angesehensten Indianer erkundigt.

Man hatte mir einen Mann bezeichnet, der in tagalesischer Sprache Nabutin-Tajo hieß, zu Deutsch: der Tapfere und Starke.

Dieser Mann war ein echter Bandit, ein wahres Piratenoberhaupt; er hatte auf einem einzigen Zuge fünf oder sechs Mordthaten begangen. Aber er war tapfer, und die Tapferkeit ist eine Tugend, vor der man sich bei den Urvölkern achtungsvoll beugt.

Meine Unterhaltung mit Nabutin-Tajo war nicht lang; einige Worte genügten, um mir seine Gunst zu verschaffen und ihn mir zum treuen Diener für die Dauer meines Aufenthaltes in Jala-Jala zu machen.

Ich unterhielt mich folgendermaßen mit ihm:

„Du bist ein großer Verbrecher,“ sagte ich. „Ich bin der Herr von Jala-Jala, und will, daß Du Dich änderst. Weigerst Du Dich, so werde ich Dich für Deine Missethaten bestrafen lassen. Ich bedarf einer Wache. Gibst Du mir Dein Ehrenwort, ein braver Mann zu werden, so mache ich Dich zu meinem Lieutenant.“

Nach diesen Worten schwieg Alila, so nannte man den Banditen, einige Augenblicke. Sein Gesicht verrieth mir, daß er mit sich zu Rathe ging. Ich wartete auf seine Antwort, und zwar nicht ohne eine gewisse Ungestlichkeit.

„Herr,“ rief er endlich, indem er mir die Hand ent-

gegenstreckte und auf ein Knie niedersank, „Herr, ich werde Ihnen bis zum Tode ein treuer Diener sein!“

Diese Antwort machte mich glücklich, aber ich verbarg es ihm.

„Gut!“ sagte ich. „Um Dir zu beweisen, daß ich Dir vertraue, so nimm diese Waffe, und bediene Dich ihrer nur gegen Feinde.“

Nun überreichte ich ihm einen tagalesischen Säbel, auf dem in großen Zügen die spanischen Worte standen: *No me sacas sin rason ni me envainas sin honor.* (Ziehe mich nicht ohne Grund, und stecke mich nicht ohne Ehre in die Scheide.)

Ich übersetzte sie ihm in die tagalesische Sprache. Mita fand sie erhaben und schwor, nie davon abzuweichen.

„Sobald ich nach Manilla gehe,“ fügte ich hinzu, „werde ich Dir Epauletten und eine schöne Uniform mitbringen. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, um die Soldaten zusammenzubringen, die unter Deinem Commando meine Wache bilden sollen.“

„Führe mich zu dem Deiner Kameraden, den Du am fähigsten hältst, Dir als Sergeant zu gehorchen.“

Wir gingen zu einem seiner Freunde, der in kurzer Entfernung von der Hütte wohnte, und ihn auf fast allen einen Raubzügen begleitet hatte.

Einige, den ähnlichen Worte, die ich an meinen zukünftigen Lieutenant gerichtet hatte, übten auf ihn denselben Einfluß aus, und er nahm den Posten in meiner Garde an, den ich ihm anbot.

Den ganzen Tag verbrachten wir damit, in den vers-

schiedenen Hütten zu rekrutiren. Am Abend hatten wir eine Garde von zehn Mann, Kavalerie und Infanterie, eine Zahl, die ich nicht überschreiten wollte.

Ich übernahm das Commando als Kapitain.

Demnach ging Alles vortrefflich.

Am folgenden Morgen versammelte ich die Bevölkerung der Halbinsel. Umgeben von meiner improvisirten Wache, wählte ich den Platz aus, wo ich eine Stadt und meine Wohnung gründen wollte.

Am folgenden Morgen gab ich allen Familienvätern der Insel Befehl, ihre Hütten in einer Ordnung zu erbauen, die ich ihnen vorzeichnete. Dann ließ ich durch meinen Lieutenant soviel Leute als nur möglich auswählen, um Steine zu holen, Holz zu fällen, und Alles vorzubereiten, was zur Erbauung meines Hauses nöthig war.

Nachdem ich meine Befehle ertheilt, reis'te ich nach Manilla, mit dem Versprechen, bald zurückzukehren.

Ich kam zu Hause an.

Man war sehr besorgt um mich, denn da ich keine Nachricht gegeben hatte, glaubte man, ich sei eine Beute der Caimans oder der Piraten geworden.

Der Bericht von meiner Reise und die Beschreibung von Jala-Jala erschreckten meine Frau nicht nur nicht, sie verstärkten vielmehr ihren Wunsch, diese Gegend zu sehen und zu bewohnen, obgleich sie die Hauptstadt verlassen, und auf ihre Feste, Gesellschaften und Vergnügungen verzichten mußte.

Ich ging zu dem Gouverneur. Er hatte mein Entlassungsgesuch nicht berücksichtigt, und mich in allen meinen

Anstellungen belassen. Ich dankte aufrichtig und sagte ihm, daß ich nicht gescherzt habe, daß mein Entschluß unerschütterlich feststehe, und daß er über meine Posten anderweit verfügen möge.

Nur um eine Gunst bäte ich ihn, fügte ich hinzu, nämlich um die, mir das Commando über die Gensdarmarie der Provinz Laguna und die Vollmacht zu geben, mir selbst eine Wache zu bilden.

Diese Gunst ward mir auf der Stelle gewährt. Einige Tage später erhielt ich meine Bestallung.

Nicht der Ehrgeiz hatte mich veranlaßt, um diesen wichtigen Posten nachzusehen, sondern der Verstand. Ich hatte dabei den Zweck im Auge, mir in Jala-Jala eine Macht zu gründen, und meine Indianer selbst zu bestrafen, ohne die Gerechtigkeit des Alcaden anrufen zu müssen, der zwölf Meilen weit von meinen Besitzungen wohnte.

Um bequem in meiner neuen Residenz zu wohnen, machte ich selbst den Plan von meinem Hause.

Dieses Haus bestand aus einer ersten Etage mit fünf Schlafzimmern, einem großen Vestibül, einem geräumigen Saale, einer Terrasse und Badezimmern.

Die Bauarbeiten übertrug ich einem Maurermeister und einem Zimmermeister.

Nachdem ich Waffen und Uniformen für meine Garde gekauft, reiste ich ab.

Meine Indianer empfingen mich mit Freude, als ich ankam.

Mein Lieutenant hatte pünktlich meine Befehle vollzo-

gen. Eine große Masse Materialien waren vorbereitet, und schon hatte man einige indianische Hütten erbaut.

Diese Thätigkeit machte mir Vergnügen, sie bewies mir, daß man sich bestrebe, mir angenehm zu sein.

Ich stellte nun sofort meine Arbeiter an, und gab Befehl, die benachbarten Waldungen urbar zu machen. Ich sah sie vor meinen Augen fallen und den Grund zu meinem Hause legen.

Dann reis'te ich wieder nach Manilla zurück.

Die Arbeiten dauerten acht Monate, und während dieser Zeit befand ich mich stets auf der Reise von Manilla nach Jala-Jala, und von Jala-Jala nach Manilla.

Ich hatte viel Mühe und Beschwerden; aber ich ward reichlich dafür belohnt, als ich ein Dorf aus der Erde emporsteigen sah.

Meine Indianer hatten ihre Hütten an den Orten erbauet, die ich ihnen bestimmt. Der Kirche war ein Platz vorbehalten, und bis zur Erbauung derselben ward die Messe in dem Vestibül meines Hauses gelesen.

Nach vielem Gehen und Kommen, das meine Frau sehr besorgt machte, konnte ich ihr endlich ankündigen, daß das Schloß von Jala-Jala vollendet sei, und nur der Ankunft der Schloßherrin warte.

Das war eine glückliche Nachricht! Wir sollten uns bald nicht mehr trennen.

Ich verkaufte rasch meine Pferde, Wagen und überflüssigen Möbel, miethete ein Boot zur Reise nach Jala-Jala, und nachdem ich Abschied von meinen Freunden genommen, reis'te ich den 20. October 1825 ab, diesmal mit dem Vor-

sage, nur dann nach Manilla zurückzukehren, wenn es die unbedingte Nothwendigkeit erforderte.

Unsere Reise war eine glückliche.

Bei unserer Ankunft standen alle meine Indianer an dem Ufer; sie begrüßten uns mit lautem Freudengeschrei und bewillkommneten die Königin von Zala; Zala.

So nannten sie nämlich meine Frau.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft verwendeten wir zu unserer Einrichtung. Wir möblirten unser Haus, und machten es nützlich und angenehm.

Jetzt, nachdem Jahre verflossen, wo die Zeit vollkommener Unabhängigkeit und Freiheit weit hinter mir liegt, denke ich an das Sonderbare meines Schicksals.

Meine Frau und ich waren die einzigen weißen und civilisirten Menschen unter einer braunen, fast wilden Bevölkerung; und dennoch fürchtete ich sie nicht.

Ich bauete auf meine Waffen, auf meine Unererschrockenheit und auf das Ehrenwort meiner Gardisten. Anna kannte nur theilweise die Gefahren, die uns droheten, und ihr Vertrauen auf mich war so groß, daß sie an meiner Seite nicht wußte, was Furcht war.

Als ich in meinem Hause eingerichtet war, unternahm ich eine schwierige und gefährliche Arbeit. Ich brachte nämlich Ordnung unter meine Indianer, und organisirte meinen Flecken, wie es auf den Philippinen üblich war.

Achtes Kapitel.

Jala-Jala. Bürgerliche Einrichtung. Charakter der Indianer.

Die spanischen Gesetze, in soweit sie die Indianer betreffen, sind durchaus patriarchalisch.

Jeder Flecken maßt sich an, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine kleine Republik zu sein.

Alljährlich wählt man für die wichtigsten Angelegenheiten einen Chef, der von dem Gouverneur der Provinz abhängt; dieser ist wiederum abhängig von dem Gouverneur der Philippinen.

Ich bekenne, daß die Regierungsart auf den Philippinen mir stets als die der Civilisation am meisten zusagende erschienen ist. Die Spanier haben sie bei der Eroberung der Insel Luzon vorgesunden, und man hat ihr später nur einige Verbesserungen hinzugefügt.

Ich lasse mich hier auf einige Einzelheiten ein.

Jede indianische Bevölkerung theilt sich in zwei Classen: in die edle und in die gemeine Classe.

Die erstere besteht aus allen Indianern, die *cabessas de barangay* sind oder gewesen sind, das heißt: Einnehmer der Steuern. Es ist dies ein ehrenvoller Posten.

Jeder Indianer, der älter als zwanzig Jahre ist, zahlt in vier Terminen eine jährliche Summe von drei Francs. Diese Taxe gilt eben so wohl für die Reichen, als wie für die Armen, und ist von den Spaniern eingeführt.

Um eine gewisse Zeit im Jahre sind zwölf *cabessas de barangay* Wähler.

Sie treten mit einigen alten Einwohnern des Fleckens zusammen, und wählen durch Kugeln oder Zettel drei unter sich aus, deren Namen dem Gouverneur der Philippinen übersandt werden.

Dieser wählt nun unter den drei Namen, und vertraut ihm auf ein Jahr die Obliegenheiten und Amtsgeschäfte eines *gubernadorcillo*, oder kleinen Gouverneurs, an.

Damit er sich vor den andern Indianern auszeichne, trägt der *gubernadorcillo* einen Rohrstock mit goldenem Knopfe; er hat das Recht, mit diesem Stocke alle die seiner Mitbürger zu schlagen, die sich eines leichten Vergehens schuldig gemacht haben.

Seine Amtsverrichtungen umschließen die eines *Maires*, eines Friedens- und Instructionsrichters.

Er wacht über die Ordnung und öffentliche Ruhe. Alle Streitigkeiten und Prozesse, die nicht über 16 Piaster (achtzig Francs) betragen, schlichtet und entscheidet er, ohne daß eine Appellation stattfindet.

Sonntags, nach dem Gottesdienste, versammelt der *gubernadorcillo* die Älten und die Gerichtsbeamten des

Fleckens in dem Gemeindehause, um mit ihnen über öffentliche Angelegenheiten zu berathen, und Entschlüsse festzustellen. In diesen Sonntagsversammlungen fragt er auch die Älten in solchen Proceßsachen um Rath, in denen er nicht genügende Aufklärung zu haben glaubt.

Dies ist wirklich eine patriarchalische Jury, die unparteiisch und ohne Berufung urtheilt.

Er leitet auch die Criminalprocesse von Wichtigkeit ein; allein weiter geht seine Gewalt nicht.

Die Acten solcher Processe schickt er dem Gouverneur ein, und dieser überreicht sie dem königlichen Gerichtshofe in Manilla.

Der Gerichtshof spricht das Urtheil, und der Alcade vollzieht es.

Bei der Wahl des gobernadoreillo wählen die versammelten Wähler auch alle die Autoritäten, die unter ihm stehen.

Diese Autoritäten sind:

Die Alguazils, Gerichtsdiener, deren Zahl der Bevölkerung entspricht.

Zwei Zeugen oder Adjuncten, die damit beauftragt sind, alle Handlungen des gobernadoreillo zu sanctioniren, denn ohne ihre Sanction und Gegenwart sind alle diese Handlungen null und nichtig.

Einen *jouès de palma*, das heißt, ein Feldhüter.

Einen Einimpfer der Schutzblattern, der stets Lympher für die neugeborenen Kinder vorrätzig haben muß.

Einen Schulmeister für den öffentlichen Unterricht.

Und endlich eine Art von Gensdarmerie zur Ueberwas-

chung der Banditen, der Gemeindegrundstücke und benachbarten Felder.

Die nicht angestellten Leute bilden eine Art Bürgergarde, die über die Erhaltung und Sicherheit des Fleckens wacht; sie zeigt Nachts die Stunden an, indem sie mit einem großen Hammer auf ein hohles Stück Holz schlägt.

Jeder Flecken hat ein Gemeindehaus; man bezeichnet es mit dem Namen *casa real*. In dieser *casa real* wohnt der *gubernadorcillo*. Er muß allen Reisenden, die durch den Flecken kommen, Gastfreundschaft gewähren, und zwar nach Art der schottischen Hochländer, welche die Gastfreundschaft geben, und nicht verkaufen.

Der Reisende hat zwei oder drei Tage lang das Recht, in seinem Logis, das mit einer Matratze, einem Kopfkissen, Salz, Weinessig, Holz und Küchengefäßen ausgestattet ist, gegen Zahlung alle Lebensmittel zu fordern, deren er bedarf.

Man muß ihm selbst bei der Abreise Pferde und Führer geben, wenn er sie verlangt.

In jeder *casa real* sind die Preise der Lebensmittel angeschlagen, um die Uebertheuerung des Reisenden zu vermeiden.

Unter keinen Umständen aber darf der *gubernadorcillo* für seine Mühe Etwas fordern.

Diese Maßregeln, obgleich sie neben den Vortheilen auch Unbequemlichkeiten boten, wollte auch ich einführen.

Die größte Unbequemlichkeit war wohl die, daß ich mich von dem *gubernadorcillo* abhängig machte, der durch seine Amtsverrichtungen ein gewisses Recht erhielt.

Zwar sicherte mich meine Stellung als Commandant der Gensdarmmerie der ganzen Provinz vor Ungerechtigkeiten; aber ich stand doch immer unter seiner Autorität.

Ich wußte sehr gut, daß ich außer dem Militairdienste meinen Leuten ohne den *gubernadorcillo* keine Strafe auferlegen konnte; aber ich hatte auch den indianischen Charakter hinlänglich kennen gelernt, um zu begreifen, daß ich ihn durch Gerechtigkeit und weise Strenge beherrschen konnte.

Trotz aller Schwierigkeiten verfolgte ich das mir gesteckte Ziel. Muthig betrat ich den rauhen Pfad, und es gelang mir, auf die Indianer einen solchen Einfluß auszuüben, daß sie mir wie einem Vater gehorchten.

Der Charakter der Tagaler ist schwer zu definiren. Lavater und Gall würden in große Verlegenheit gerathen sein, denn die Physiognomien und Schädel auf den Philippinen sind sehr mangelhaft.

„Es sind große Kinder, die man behandeln muß, als ob sie klein wären.“

Das moralische Portrait eines Naturkinds der Philippinen ist sowohl für den Beschreibenden, als für den Lesenden interessant.

Der Indianer hält sein Wort, und doch ist er — sollte man es wohl glauben? — Lügner. Er hat einen Abscheu vor dem Zorne, den er mit dem Wahnsinne vergleicht; er zieht ihm den Kausch vor, und doch verachtet er ihn.

Um eine Ungerechtigkeit zu rächen, verschmäht er den Dolch nicht.

Beleidigungen erträgt er am wenigsten, selbst wenn sie verdient sind.

Hat er ein Versehen begangen, so kann man ihn mit Nuthenhieben züchtigen, er nimmt sie ruhig hin — aber einer Beleidigung widersezt er sich.

Er ist brav und großmüthig.

Er ist Fatalist wie der Türke.

Das Gewerbe eines Banditen übt er gern, da es ein aufgeregtes, freies Leben mit sich führt; aber nicht, um sich zu bereichern.

Die Tagaler sind im Allgemeinen gute Väter und gute Ehemänner; diese beiden Eigenschaften sind eng mit einander verbunden.

Sie sind erschrecklich eifersüchtig auf ihre Frauen; aber die Ehre ihrer Töchter liegt ihnen wenig am Herzen. Sie kümmern sich nicht darum, wenn sie heirathen, ob eine Indianerin vor ihrer Verbindung einen Fehltritt begangen hat.

Nach der Aussteuer fragen sie niemals; sie selbst bringen sie mit, und machen den Eltern und Verwandten der Braut noch Geschenke.

Der Feige ist ihnen verächtlich; aber wenn sie einer Gefahr entgegengehen, halten sie sich gern an muthige Männer.

Ihre vorherrschende Leidenschaft ist das Spiel.

Thierkämpfe haben sie gern, vorzüglich Hahnenkämpfe.

Dies ist eine kurze Charakteristik der Menschen, die ich leiten sollte.

Mein hauptsächliches Bemühen war, mich zu beherrschen.

Ich faßte den festen Entschluß, mich vor ihren Augen nie hinreißen zu lassen, selbst in den schwierigsten Augenblicken, sondern stets eine unerschütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren.

Es ward mir bald klar, daß es gefährlich werden könnte, die mir gemachten Berichte anzuhören, denn ich konnte mich dadurch zu Ungerechtigkeiten verleiten lassen.

Folgender Fall liefert den Beweis:

Eines Tages kamen zwei Indianer, um eine Klage gegen einen ihrer Kameraden anzubringen, der einige Stunden von Jala-Jala wohnte. Sie beschuldigten ihn besonders eines Thierdiebstahls.

Nachdem ich sie angehört, machte ich mich mit meiner Garde auf den Weg, um mich des Angeklagten zu bemächtigen. Ich brachte ihn nach meiner Wohnung.

Hier suchte ich ihn zum Geständnisse seiner That zu bringen. Er leugnete und behauptete, er sei unschuldig.

Obgleich ich ihm Verzeihung versprach, wenn er die Wahrheit sagte — er verblieb bei seiner Aussage, selbst den Anklägern gegenüber.

Ueberzeugt, daß er die Unwahrheit sagte, und ärgerlich über das beharrliche Leugnen einer That, die mit allem Anscheine von Aufrichtigkeit bestätigt ward, ließ ich ihn auf eine Bank binden und zwölf Stoßschläge aufzählen.

Meine Befehle wurden vollzogen.

Der Schuldige leugnete, wie zuvor.

Diese Halsstarrigkeit brachte mich in Zorn, und ich ließ ihm eine neue Züchtigung, ähnlich der ersten, appliciren.

Muthig ertrug der Unglückliche diese grausame Strafe.

Plötzlich rief er mit durchdringender Stimme:

„Ach, mein Herr, ich bin unschuldig, ich schwöre es Ihnen! Da Sie mir nicht glauben wollen, so nehmen Sie mich in Ihr Haus, ich werde Ihnen ein treuer Diener sein, und bald wird Ihnen der Beweis werden, daß ich das Opfer einer niederrächtigen Verleumdung bin.“

Diese Worte rührten mich.

Ich bedachte, daß dieser Unglückliche vielleicht schuldlos sein könne, und fürchtete, mich getäuscht und eine Ungerechtigkeit begangen zu haben. Es war ja möglich, daß die beiden Zeugen aus Gehässigkeit eine falsche Aussage gemacht und mich zur Bestrafung eines Unschuldigen veranlaßt hatten.

Ich ließ ihn losbinden.

„Der Beweis, den Du forderst,“ sagte ich, „ist leicht zu führen. Wenn Du ein rechtlicher Mensch bist, so werde ich Dir ein Vater sein; aber wenn Du mich betrügst, so erwarte keine Schonung von mir. Von diesem Augenblicke an gehörst Du zu meiner Garde. Mein Lieutenant wird Dir Waffen geben.“

Er dankte mit Innigkeit, und sein Gesicht verklärte plötzlich die Freude.

Nun ward er meiner Garde einverleibt.

Wie unvollkommen ist doch die menschliche Gerechtigkeit!

Einige Zeit nach diesem Vorfalle erfuhr ich, daß Basilio de la Cruz (dies war der Name des Angeklagten) unschuldig war.

Die beiden Schurken, die ihn angezeigt hatten, waren entflohen, um der Strafe zu entgehen, die sie verdient hatten.

Basilio hielt sein Versprechen. So lange ich in Talasala wohnte, diente er mir als ein treuer Bursche.

Dieser Vorfall machte mir Kummer.

Ich schwor, künftig keine Strafe mehr ertheilen zu lassen, bevor ich nicht von der Wahrheit dessen überzeugt sei, was man einem Angeschuldigten zur Last legte. Ich habe redlich mein Versprechen gehalten, wenigstens denke ich es. Nie habe ich einen Stockschlag ertheilen lassen, wenn nicht zuvor der Angeklagte sein Vergehen eingestanden hatte. *)

Die besten, in Indien bekannten Seeleute sind die Eingeborenen auf den Philippinen. Sie sind stark und muthig, ertragen gern die größten Beschwerden und trozen

*) Die Prügelstrafe ist bei uns eine schimpfliche, die Indianer betrachten sie anders; sie halten sie für die leichteste und meinen, daß Drohungen und Beleidigungen entehren, daß das Gefängniß zu Grunde richtet, daß einige Stockschläge kein großes Uebel sind und völlig ein Vergehen ausgleichen. Bei solchen Ansichten ist die Prügelstrafe nöthig.

den Gefahren. An Einsicht und Erfahrung stehen sie weit über allen andern Seeleuten Indiens.

Der tagalesische Matrose kann am Bord eines Schiffes jeden Dienst verrichten; er ist Steuermann, Segelmacher, Zimmermann und Galafator. Willig führt er jeden Befehl aus.

Aber nur die Spanier, die sie kennen und zu leiten wissen, können die Tagaler auf ihren Schiffen als Seesleute verwenden.

Die Engländer dulden nur eine sehr kleine Anzahl auf ihren Schiffen, die nach Indien kommen, und die Assurances von Madras gestatten nur drei Tagalesen auf den bei ihnen versicherten Schiffen.

Diese Regel beobachten viel Schiffe, da es nicht selten der Fall gewesen, daß die Tagaler die Equipage ermordet und sich der Schiffe dann bemächtigt haben.

Ich erzähle eine Episode, um die Nützlichkeit dieser Vorsicht zu beweisen.

Im Jahre 1838 war seit einigen Tagen eine hübsche Brigg aus dem Hafen von Canton ausgelaufen, wo sie eine reiche Ladung Opium in gute Piaster umgesetzt hatte.

Die günstige Jahreszeit und das ruhige Meer berechnigten den Kapitain zu der Hoffnung, daß er bald nach Calcutta, wo er die Ladung eingenommen hatte, zurückkehren würde.

Mehr als drei Millionen Francs, der Ertrag seines Verkaufs, sicherten ihm einen guten Empfang bei seinen Auftraggebern. Aber das Schicksal hatte es anders bez

schlossen, das schöne Schiff, die reiche Ladung und ein Theil der Equipage sollten die Gesteade des Ganges nicht wiedersehen.

Die Equipage bestand aus dreißig Mann: aus dem ersten und zweiten Kapitain, einem Lieutenant, fünf englischen Matrosen, zwanzig Lascaren und zwei Matrosen von den Philippinen.

Diese beiden letzten Matrosen hießen Antonio und Cajetano.

Eines Abends ward Cajetano von einem englischen Matrosen angeklagt, eine Flasche Rum gestohlen zu haben.

Der Kapitain, streng wie alle englischen Seeofficiere, die in den indischen Gewässern von Bengalen fahren, ließ Cajetano kommen; Cajetano wollte seine Unschuld beweisen, aber der Kapitain hörte ihn nicht an, er ließ ihn auf eine Kanone binden und mit fünfundzwanzig Taubieseln bestrafen.

Cajetano stieß keine Klage, keinen Seufzer aus, er ertrug ruhig die Strafe, die er nicht verdient hatte.

Aber in dem Augenblicke, als er sich entfernte, warf er dem Kapitain einen Blick zu, der mehr als einen Vorwurf bedeutete. Dann stieg er in seine Kajüte hinab.

Abends zehn Uhr befanden sich Antonio und Cajetano auf der Wache.

Beide lehnten lange an dem Mast des Backbords, ohne ein Wort zu sprechen. Antonio unterbrach das Schweigen, und sagte in seiner ausdrucksvollen Muttersprache:

„Bruder, Du hast viel gelitten!“

„Ich habe gelitten, Antonio, und leide noch. Begreifst Du auch ganz den Schmerz über eine infame Züchtigung, die man nicht verdient hat?“

„O, gewiß, Bruder! Mir selbst macht die Grausamkeit und Ungerechtigkeit des englischen Senkers Kummer.“

„Nun, Antonio, wenn auch Dein Herz leidet, so rächen wir uns!“

„Rächen wir uns!“ antwortete Antonio. „Morgen haben wir um Mitternacht die Wache, der Mond scheint nicht, es wird sehr dunkel sein — wählen wir diesen Augenblick zu unserer Rache.“

Noch einige Worte genügten, um einen Vernichtungsplan festzustellen. Sie trennten sich, damit die Aufmerksamkeit der englischen Matrosen nicht erregt würde.

Am folgenden Tage verrichteten sie, wie gewöhnlich, ihren Dienst. Um sechs Uhr, wo die Reihe zum Schlafen an sie kam, zogen sie sich mit der Gewißheit in ihre Kajüte zurück, daß man sie nicht überwache, und daß man ihren verhängnißvollen Plan nicht argwöhne.

Um Mitternacht traten sie ihre Wache an. Das Wetter war köstlich. Die Brigg durchschnitt mit vollen Segeln das ruhige Meer. Die Nacht ward nur durch flimmernde Sterne erhellt, und da der Wind unverändert aus einer Richtung blies, hatte man nur das Steuerruder zu überwachen. Alles begünstigte den Plan der beiden philippinischen Matrosen.

Antonio stand an dem Ruder. Einige Schritte von ihm entfernt, schlief der Lieutenant auf der Wachtbank.

Auf dem Vorderkastell des Schiffs lagen zwei englische Matrosen und zwei Lascaren in einem Halbschlaf, bereit, ihre Ruhe zu unterbrechen, wenn ein unvorhergesehenes Manöver es nöthig machen sollte. Cajetano ging mit klopfendem Herzen und seine Feinde beobachtend auf und ab; er wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, der der Ausführung seines Plans günstig war.

Bald trat er Antonio näher und flüsterte:

„Ist Dein Dolch bereit?“

„Fürchte Nichts, Cajetano, er schneidet gut und meine Hand zittert nicht.“

„Gut!“ antwortete Cajetano. „Du nimmst den Lieutenant auf Dich. Stoß zu, wenn Du mich zustoßen hörst. Dann steige in die Kammer hinab und fertige die beiden Kapitaine ab. Das Uebrige werde ich besorgen.“

Einige Augenblicke später sank der Lieutenant von seiner Bank. Der Todesstoß war mit so sicherer Hand ausgeführt, daß der Unglückliche keinen Laut von sich gab.

Während dieser Zeit hatte Cajetano mit derselben Sicherheit die beiden englischen Matrosen und einen Lascar expedirt. Da es unmöglich war, den zweiten Lascar mit einem einzigen Stoße zu tödten — er lehnte schlafend an einem Querbalken, — so hatte er ihn in das Meer geworfen. Dann war er in die Kajüte hinabgeeilt und hatte mit drei Dolchstichen drei englische Matrosen getödtet, die er in ihrem tiefen Schlafe überraschte. Nun stieg er rasch wieder auf das Berdeck, wo er Antonio fand, der sein Vernichtungswerk mit demselben Glücke vollbracht hatte.

Die beiden Kapitan's existirten nicht mehr.

„Nun ist genug Blut geflossen!“ sagte Cajetano. „Es sind nur noch achtzehn Lascaren an Bord. Sie sind zwar keine Männer, nicht einmal tagalesische Weiber — aber sie sind unsere Brüder; sie sind mit uns in demselben Klima geboren.“

Antonio und Cajetano waren Herren des Schiff's. Auch nicht ein Engländer war ihren Dolchen entgangen. Sie schlossen die Treppenluke, damit die Lascaren nicht auf das Berdeck kommen konnten.

Antonio ergriff das Ruder und gab der Brigg die Richtung wieder, die es, während die beiden Freunde ihr Verbrechen begangen, vom Winde getrieben verlassen hatte. Bald änderte er jedoch die Richtung und anstatt den ersten Weg, von Norden nach Süd=West, zu verfolgen, gab er dem Vordertheile die Richtung nach Süd=Süd=West.

In dem Augenblicke, wo Cajetano seine Evolution ausführte, hörte er ein Gewimmer. Er trug Antonio auf, nachzusehen, woher dieses Gewimmer komme. Dieser bemerkte, daß der unglückliche Lascar, den er in das Meer geworfen, sich an das Steuerruder klammerte. Durch das Versprechen, ihm Nichts zu Leide zu thun, beruhigte er ihn. Der arme Lascar stieg wieder auf das Berdeck; er war glücklich, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein.

Mit Tagesanbruch warf man acht Leichen in das Meer.

Am folgenden Tage schifften Antonio und Cajetano die achtzehn Lascaren auf einer Insel aus; sie hinterließen

ihnen auf mehre Wochen Lebensmittel. Dann traten sie den Weg nach Lüzon, ihrem Heimathlande, an.

Der Wind war ihnen günstig, am zwölften Tage erreichten sie auf der Westküste von Lüzon einen kleinen, wenig besuchten Hafen der Provinz Ilocos. Hier nahmen sie soviel Gold und Silber, als sie tragen konnten, bohrten die Brigg an, gaben ihr eine Richtung in das offene Meer und fuhren in einem gebrechlichen Fahrzeuge an das Land, ohne daß sie von Jemandem bemerkt wurden.

In der Entfernung von einigen Meilen versank die mit Wasser gefüllte Brigg; sie verschwand mit ihren Reichthümern und ließ keine Spur von den Verbrechen zurück, die die beiden Seeleute begangen hatten. Diese waren glücklich über die gelungene Rache und genossen die Freuden des Lebens, die sie sich durch ihre gestohlenen Piaster verschaffen konnten.

Sie lebten in der größten Sicherheit, denn Niemand konnte sie anklagen und ihr Verbrechen schien unbestraft bleiben zu sollen.

Aber die Vorsehung hatte den beiden Mördern nicht verziehen.

Ein englisches Schiff nahm die achtzehn Lascaren auf, die man auf der Insel ausgefegt hatte und brachte sie nach Canton.

Der englische Consul schrieb an den Gouverneur von Manilla. Dieser stellte Nachforschungen an: die Brigg war verschwunden, man wußte Nichts von ihr.

Aber die beiden Indianer, die in ihrer Sorglosigkeit

große Summen an Frauen und in Hahnenkämpfen verschwendeten, erregten die Aufmerksamkeit der Polizei. Man warf sie in das Gefängniß und nach kurzer Zeit schon legten sie ein vollständiges Bekenntniß ihrer Verbrechen ab und erzählten die Einzelheiten derselben.

Beide wurden zum Tode verurtheilt. Um ein Beispiet zu geben, sollten ihre Köpfe am Eingange des Hafens von Manilla ausgestellt werden.

Beide hörten das Todesurtheil so kaltblütig an, als ob man ihnen eine leichte Züchtigung dictirte. Antonio rauchte ganz ruhig seine Cigarre und Cajetano kauete Betel.

Den folgenden Tag ging ich in die Kapelle, um sie zu sehen; sie sprachen mit mir, als ob sie der Tod, den sie am nächsten Morgen empfangen sollten, gar nicht kummere; sie erzählten mir selbst die Art und Weise, wie sie sich der Engländer entledigt hatten und legten ein großes Gewicht auf das Glück, sich gerächt zu haben.

Ich konnte nicht umhin, sie zu fragen, ob der Tod sie nicht erschreckte.

„Der Tod ist unser Loos,“ antwortete Cajetano; „wir müssen ihn Alle erleiden. Warum sollen wir uns bestrüben?“

Am folgenden Tage ward das Urtheil vollzogen. Die beiden Köpfe wurden ausgestellt, wie das Urtheil es vorschrieb.

Als ich einen Monat später, um die Zeit, wo ich mich zur Rückreise nach Frankreich vorbereitete, eines Abends an dem Salgenkreuze vorüberging, machte ich den Kopf

Cajetano's los und nahm ihn mit mir in meine Wohnung.
Diesen Kopf habe ich später dem anatomischen Museum des
jardin des Plantes zum Geschenke gemacht.

So waren die Menschen beschaffen, die ich regieren
sollte.

Journal de la vie de

Je suis né le 15 Mars 1750 à Paris, d'une famille
modeste, mais distinguée par son caractère.
Après avoir fait mes études à Paris, j'ai été
employé dans un bureau de commerce, où j'ai
acquis une certaine expérience de la vie.

En l'an 1792, j'ai été élu député de Paris
à la Convention nationale, où j'ai prononcé
plusieurs discours, et j'ai été nommé
président de la Convention le 10 août 1793.
C'est pendant ce temps que j'ai écrit
plusieurs ouvrages, et que j'ai été
accusé de fédéralisme.

Après avoir été condamné à mort, j'ai été
gracié, et j'ai été relégué à Cayenne.
C'est à Cayenne que j'ai écrit
mon ouvrage le plus célèbre, intitulé
"Mémoires de la vie de Napoléon".
Après avoir été relégué à Madagascar,
j'ai été ramené en France, et j'ai
été admis à la retraite.

Neuntes Kapitel.

Jala = Jala. Kirche. Der Vater Miguel von San = Francisco.
Banditen. Reglement. Büffeljagd.

Ich habe früher schon gesagt, daß ich den Wunsch gehegt, eine Kirche in meinem Dorfe zu erbauen, nicht nur des religiösen Geistes wegen, sondern auch zur Beförderung der Civilisation.

Zu diesem Zwecke fragte ich bei dem Erzbischofe, Monsignore Hilarion, dem ich als Arzt gedient und zu dem ich in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, an, ob er mir nicht einen Prediger, den ich kannte und der damals ohne Amt war, geben wolle.

Es kostete viel Mühe, diese Ernennung zu bewirken.

„Der Vater Miguel de San = Francisco ist ein heftiger, halsstarreriger Mann,“ antwortete mir der Bischof; „es wird Ihnen unmöglich sein, mit ihm zu leben.“

Ich blieb beharrlich, und da die Beharrlichkeit stets zu einem Ziele führt, so brachte ich es endlich dahin, daß er zum Pfarrer in Jala = Jala ernannt wurde.

Vater Miguel war japanesischen und malaischen Ursprungs. Er war jung, stark, muthig und mithin fähig, mir unter schwierigen Verhältnissen, z. B. bei der Vertheidigung gegen Banditen, Hilfe zu leisten.

Ich muß bekennen, daß ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Jala-Jala nie einen Streit mit ihm gehabt habe und daß die Voraussetzungen des würdigen Bischofs ungegründet waren.

Wenn ich ihm einen Vorwurf zu machen hätte, so wäre es der, daß er vor seinen Pfarrkindern nicht genug predigte. Er hielt jährlich nur eine Predigt und stets dieselbe. Diese Predigt bestand aus zwei Abtheilungen. Die erste hielt er in spanischer Sprache und zwar für uns; die zweite in tagalesischer, für die Indianer.

Machte ich ihm deshalb mitunter meine Bemerkungen, so antwortete er mir:

„Lassen Sie mich nur gewähren und fürchten Sie Nichts; es braucht nicht so vieler Worte, um einen guten Christen zu machen.“

Vielleicht hatte er Recht!

Seit meiner Abreise ist der gute Priester todt, das Bedauern aller seiner Pfarrkinder folgte ihm in das Grab.

Wie man sieht, hatte ich das Werk der Civilisation begonnen. Um auf meine Indianer den Einfluß auszuüben, den ich beabsichtigte, war es nöthig, mit ihnen gewisse Punkte festzustellen, die ihre Privilegien sicherten, die ich ihnen als Eigenthümer verlieh und wiederum die Obliegenheiten, die sie gegen mich zu erfüllen hatten.

Das Uebereinkommen zwischen Herrn und Pächter, das

mit den Alten des Fleckens berathen und von ihnen einstimmig genehmigt wurde, scheint mir einer kurzen Andeutung werth.

Man wird sehen, daß die Interessen der Indianer dadurch mehr geschützt waren, als die meinigen.

„Die Einwohner von Zala-Zala stehen ohne Ausnahme unter ihrem Oberhaupte, dem gobernadorcillo

„Dieser wird alljährlich, wie es Brauch ist, von den Alten und den cabessas de basangay gewählt.

„Nur er allein kann die Gerechtigkeit ausüben, wenn die klagenden Parteien oder Angeklagte nicht fordern, von dem Herrn von Zala-Zala abgeurteilt zu werden.

„Dem gobernadorcillo liegt die Verwaltung des Fleckens ob.

„Er hat über die Ordnung unter seinen Unterthanen zu wachen, ebenso hat er dafür zu sorgen, daß die stipulirten Verbindlichkeiten zwischen dem Herrn von Zala-Zala und seinen Colonisten treulich erfüllt werden.

„Jeder Fremde, der sich in Zala-Zala niederlassen will, genießt sofort, welcher Religion er auch angehören möge, dieselben Rechte und Vortheile, welche die übrigen Einwohner genießen. Er kann jedoch kein öffentliches Amt bekleiden, wenn er der katholischen Religion nicht angehört. Dies ist die einzige Ausnahme, die aus der Religionsverschiedenheit hervorgeht.

„Nur an Sonn- und Festtagen sind die Hahnenkämpfe erlaubt und zwar nach dem Gottesdienste. Der Herr von Zala-Zala fordert keine Abgaben davon.

„Alle Hazardspiele sind verboten und werden streng be-

strast. Nur drei Tage im Jahre sind sie erlaubt: am Feste des Schutzheiligen des Fleckens, am Geburtstage des Herrn von Jala-Jala und am Geburtstage seiner Gattin.

„Jeder kräftige Mann und alle arbeitsfähigen Kinder müssen arbeiten. Die Müßiggänger sollen streng bestraft und äußersten Falls aus dem Dorfe geschickt werden.

„Die Arbeit ist völlig frei. Jeder Einwohner hat das Recht, für seine Rechnung zu arbeiten und seine Dienste zu vermietthen. Ueber den Lohn hat man sich zuvor in Güte zu verständigen.

„Jeder Familienvater ist verpflichtet, ein Haus von hinreichender Größe zu haben; neben dem Hause einen kleinen Hof und einen sorgfältig umzäunten mit Obstbäumen, Gemüse und Blumen bepflanzten Garten. Für den Gebrauch des Platzes, den Garten und Haus einnehmen, zahlt er dem Herrn von Jala-Jala jährlich ein Huhn oder den Werth dafür mit dreißig Centimen. Diese Abgabe kann von dem Herrn unter keinem Vorwande vermehrt werden.

„Jeder Familienvater, der ein Haus besitzt, hat das Recht, jedes beliebige Stück Land auf der Besitzung Jala-Jala urbar zu machen, nachdem er zuvor dem Herrn Anzeige davon gemacht. Während der ersten drei Jahre darf ihm keine Abgabe davon auferlegt werden; im vierten Jahre und in den folgenden aber hat er einen Zehnten von jeder Erndte zu entrichten. Auch dieser Zehnten darf unter keinem Vorwande von dem Herrn erhöht werden.

„Jeder Einwohner kann so viel Pferde und Büffel hal-

ten, als ihm nöthig sind; eine Abgabe davon hat er nicht zu zahlen.

„Der Herr von Jala: Jala ist verpflichtet, allen, die deren bedürfen, Büffel zur Bebauung ihrer Ländereien und Holz zum Bauen und Brennen zu liefern.

„Jeder Einwohner hat das Recht, in den Wäldern Holz zu seinem Bedarfe zu fällen, ohne irgend eine Abgabe davon zu entrichten. Aber wenn er es nach auswärts verkauft, so hat er den vierten Theil des Erlöses an den Herrn zu zahlen.

„Die Fischerei ist an allen Gestaden völlig frei. Wer eine feststehende Fischerei errichten will, erhält ein Terrain von 500 Metres. Außer ihm darf kein Anderer in diesem Bereiche eine Fischerei errichten.

„Die Jagd ist auf der ganzen Besitzung von Jala: Jala frei; aber von jedem erlegten Hirsche oder Eber ist der vierte Theil an den Herrn abzugeben.

„Alle jungen Leute von zwölf bis achtzehn Jahren werden in vier Abtheilungen getheilt. Stets eine derselben dient vierzehn Tage lang dem Pfarrer, ohne irgend eine Entschädigung, als die Nahrung.

„Die Kirche ist den jungen Mädchen anvertraut; sie haben dieselbe zu reinigen und mit Blumen zu schmücken.

„Die jungen Mädchen unter zwölf Jahren haben sich jeden Dienstag und Freitag in der Wohnung des Herrn zu versammeln, um den für die Wirthschaft nöthigen Reis zu reinigen und zu stampfen.

„Für diese Arbeit werden sie landesüblich und je nach Verdienst bezahlt.“

Diese Naturmenschen brauchten nicht viel Phrasen; es genügte, ihnen ihre Rechte und Pflichten begreiflich zu machen, damit sie sich dem Gedächtnisse einprägten.

Nachdem diese gegenseitigen Bestimmungen angenommen waren, gab sich ein größeres Vertrauen unter meinen Indianern kund und sie schickten sich leichter in meine Arbeit.

Anna stand mir mit Herz und Verstand bei. Keine Schwierigkeit entmuthigte sie. Kamen die jungen Mädchen, um Reis zu stampfen, so unterwies sie die Kinder in der Liebe zur Tugend, die sie selbst so treulich übte. Sie gab ihnen Kleider — denn um diese Zeit gingen die Mädchen von zehn bis zwölf Jahren noch nackt, wie die Wilden.

Water Miguel de San-Francisco hatte für den Unterricht in der Colonie zu sorgen.

Die jungen Leute lernten ein wenig Spanisch und bildeten sich nach den Sitten der Welt, die ihnen völlig unbekannt waren.

Ich aber überwachte Alles. Ich beschäftigte mich mit den Landarbeiten und zeigte den Schäfern, die meine Herden führten, die besten Weiden.

Entstanden unter meinen Colonisten Streitigkeiten, so trat ich als Schiedsrichter auf.

Sie wandten sich lieber an mich, als an den gobernadoreillo. Mit meinem Einflusse vermochte ich Alles über sie.

Einen Theil meiner Zeit wandte ich dazu an, die Banditen von meiner Besizung und aus den Umgebungen derselben zu vertreiben.

Oft ging ich am Morgen aus und kehrte in der Nacht zurück.

Dann traf ich meine Frau stets gut, liebevoll und ergeben an; ihr Empfang entschädigte mich für die Mühseligkeiten des Tages.

Abends plauderten wir und erzählten uns, was am Tage gearbeitet, was überhaupt vorgefallen war. Dies waren süße, vertrauliche Stunden. Ach, sie sind nur zu rasch entflohen. Sie werden nie wiederkehren!

Um diese Zeit übte ich auch die Justiz.

Die Thür meines Hauses stand jedem Indianer offen, der mir etwas mitzutheilen hatte.

Ich saß mit meiner Frau an einem großen, runden Tische und hörte, während ich Thee trank, alle Bitten und Reclamationen an.

Während dieser Audienzen fällt ich meine Urtheile.

Meine Gardisten holten die Angeklagten herbei und, ohne meine Ruhe zu verlieren, verwies ich ihnen die begangenen Fehler.

Die ungerechte Bestrafung des armen Basilio, die mir stets vorschwebte, ermahnte mich zur größten Vorsicht.

Ich hörte zunächst die Zeugen ab; und auch dann verurtheilte ich erst, wenn der Angeschuldigte gesagt hatte:

„Herr, es war meine Bestimmung; ich mußte handeln wie ich gehandelt habe!“

„Jeder Fehltritt verdient eine Strafe,“ antwortete ich dann. „Wähle, soll Dich der gobernadorcillo, oder soll ich Dich bestrafen?“

Nun dictirte ich die Strafe.

Anna, die gegenwärtig war, intervenirte stets zu Gunsten des Schuldigen. Ich ließ diesen Grund stets gelten und verzieh entweder oder milderte die Strafe. Ich war menschlich ohne Schwachheit und bewirkte, daß meine Anna geliebt wurde, wie sie es verdiente.

Meine Gardisten hatten für die Ausführung der erkannnten Strafen zu sorgen. War die Execution vorbei, so kam der Indianer in den Saal zurück und ich gab ihm, als Zeichen der Verzeihung, eine Cigarre. Dann ermahnte ich ihn, sich ferner kein Vergehen zu Schulden kommen zu lassen. Anna forderte ihn auf, meinen Rathschlägen zu folgen und er ging mit der Ueberzeugung, daß sein Vergehen vergessen war. Statt mir zu grollen, sprach er den Kameraden seine Zufriedenheit aus.

Einer von ihnen war streng bestraft; als er entlassen war, sagte er:

„Man hat mich bestraft, wie ein Vater seinen Sohn bestraft; ich bin glücklich, daß mein Vergehen vergessen ist, denn ich kann nun meinem Herrn, unbesorgt unter die Augen treten.“

Die eingeführte Ordnung und Disciplin kamen mir außerordentlich zu statten; sie verliehen mir einen positiven Einfluß auf den Geist der Indianer.

Meine Ruhe, meine Festigkeit und Gerechtigkeit, Eigenschaften, ohne die das Regieren unmöglich ist, genügen diesen jungfräulichen, unverdorbenen Naturen.

Aber etwas machte sie besorgt.

War ich auch tapfer?

Das wußten sie nicht und sie fragten oft darnach.

Sie konnten den Gedanken nicht ertragen, daß ein Mann sie beherrsche, der nicht unerschrocken der Gefahr entgegenginge.

Ich hatte zwar einige Expeditionen gegen die Banditen unternommen, aber sie waren ohne Resultat geblieben und ich hatte demnach nicht Gelegenheit gehabt, den Indianern meine Bravour zu zeigen.

Da ich wußte, daß sie ihre Meinung über mich nur dann erst feststellten, wenn ich ein gefährliches Abenteuer muthig bestanden hatte, so entschloß ich mich, Alles anzubieten, um dem besten und tapfersten meiner Indianer gleich zu kommen; es war selbst nöthig, ihn zu übertreffen, wenn ich meine Herrschaft behaupten wollte.

Endlich bot sich die Gelegenheit und ich konnte mich der Prüfung unterwerfen, die meine Vasallen wünschten.

Die Indianer halten die Büffeljagd für die gefährlichste aller Jagden und meine Gardisten sagten mir oft, daß sie sich lieber mit entblößter Brust zwanzig Schritte weit vor den Lauf eines Karabiners stellten, als in derselben Entfernung vor einen Büffel.

„Der Unterschied,“ sagten sie, „ist der: die Kugel aus einem Karabiner kann nur verwunden, aber ein Hornstoß des Büffels tödtet stets.“

Ich benutzte die Furcht, die sie vor dieser Thiergattung hatten und erklärte ihnen eines Tags so kaltblütig als möglich, daß ich einen Büffel jagen wolle.

Sie boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um mich von diesem Vorhaben abzubringen, sie entwarfen mir ein sehr pittoreskes und wenig ermuthigendes Bild von den Ge-

fahren und Schwierigkeiten, denen ich mich aussetzte, zumal da ich an eine solche Kriegsführung nicht gewöhnt sei, denn ein Kampf dieser Art sei wirklich ein Krieg auf Leben und Tod.

Ich wollte Nichts hören.

Mir war, als ob diese wohlgemeinten Rathschläge eine Schlinge sein sollten und ich hatte Recht, wenn ich vermutete, daß sie nach der Annahme oder Ablehnung derselben meinen Muth beurtheilen wollten.

Der Befehl zur Jagd war meine Antwort.

Meiner Frau verbarg ich sorgfältig dieses Unternehmen; ich reiste ab und ein Duzend Indianer, alle mit Flinten bewaffnet, begleiteten mich.

In den Gebirgen ist die Büffeljagd eine andere, als in den Ebenen.

In der Ebene braucht man nur ein gutes Pferd und eine große Geschicklichkeit, um die Schlinge zu werfen.

Aber in den Bergen ist es anders; da braucht man mehr, da braucht man eine außergewöhnliche Kaltblütigkeit.

Man verfährt folgendermaßen:

Man bewaffnet sich mit einem Gewehre, dessen man sicher ist; dann stellt man sich so auf, daß der Büffel, wenn er aus dem Gehölze kommt, den Jäger sehen kann.

Sobald er ihn erblickt, beginnt er mit seiner ganzen Schnelligkeit zu laufen und zerbricht, zerreißt, zerschmettert und zertritt Alles, was sich ihm hindernd entgegenstellt. Er stürzt auf den Jäger, als ob er ihn zerreißen wollte. Ist er aber bis auf einige Schritte nahe gekommen, so

bleibt er einige Secunden stehen und streckt seine spizen Hörner drohend vor.

In dieser Zeit muß der Jäger feuern und die Kugel in die Mitte der Stirn seines Feindes jagen.

Versagt unglücklicherweise das Gewehr, oder fehlt dem Schützen die Ruhe, zittert ihm die Hand und die Kugel fehlt das Ziel, — so ist er verloren. Die Vorsehung allein kann ihn dann retten.

Wir kamen bei dem Saume eines großen Waldes an, in dem wir Büffel vermutheten.

Wir hielten an.

Da ich mich auf mein Gewehr verlassen konnte, fehlte mir auch die Kaltblütigkeit nicht.

Ich wollte, daß die Jagd ausgeführt würde, als ob ich ein gewöhnlicher Indianer sei.

Nun ließ ich mich an den Ort stellen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Büffel ankommen mußte. Niemand durfte bei mir bleiben.

Ich gebot, daß Jeder seinen Platz einnahm und zweihundert Schritte von dem Waldsaume sich in der freien Ebene aufstellte.

So erwartete ich einen Feind, von dem ich keine Gnade hoffen durfte, wenn ich ihn verfehlte.

Ich gestehe, daß es ein feierlicher Augenblick war, wo ich zwischen Leben und Tod stand, wo es auf die Sicherheit meines Gewehrs und auf die Ruhe des Armes, der es hielt, ankam.

Als ein Jeder seinen Platz eingenommen hatte, gingen zwei Piqueurs in den Wald. Sie hatten einen Theil ihrer

Kleider abgelegt, um im Falle der Gefahr besser die Bäume ersteigen zu können. Ihre einzige Waffe war ein breiter Säbel. Die Hunde folgten ihnen.

Länger als eine halbe Stunde herrschte eine tiefe Stille.

Ein Jeder lauschte, ob sich nicht irgend ein Geräusch vernehmen ließ.

Es blieb Alles still.

Der Büffel läßt oft lange auf sich warten.

Nach einer halben Stunde hörten wir das Bellen der Hunde und das Rufen der Piqueurs. Man hatte das Thier aufgestört.

Bald hörte ich das Krachen der Zweige und der jungen Bäume, die der Büffel mit erschrecklicher Hast unter seinen Füßen zerbrach.

Dieses Laufen läßt sich mit dem Galoppiren mehrerer Pferde vergleichen, mit dem Geräusche, das ein Ungeheuer ankündigt — fast möchte ich sagen, mit dem Rollen einer Lavine.

In diesem Augenblicke, ich bekenne es, bemächtigte sich meiner eine ungewöhnliche Bewegung und mein Herz klopfte rasch. Nahete sich nicht der Tod, und vielleicht ein schrecklicher Tod?

Plötzlich erschien der Büffel.

Wenn ich die Gelegenheit gewünscht hatte, den Indianern meinen Muth und meine Kaltblütigkeit zu zeigen, so war dafür der Augenblick, den ich gewählt, ein sehr ernstester. Die beiden kostbaren Eigenschaften durften wahrlich nicht fehlen.

Der Büffel stand still und sah mit erschreckten Blicken um sich. Dann hielt er die Schnauze nach dem Winde, und legte die Hörner bis auf den Rücken. So stürzte er wüthend auf mich zu.

Der Augenblick war gekommen.

Ich stand der Gefahr Auge in Auge.

Das Dilemma war, wie alle Dilemmen, das logisch richtigste: entweder siegen oder besiegt werden; der Büffel fällt als Opfer oder ich. Wir waren Beide gleich disponirt, uns zu vertheidigen.

Es würde mir schwer fallen, wollte ich Alles mittheilen, was in der kurzen Zeit in mir vorging, während der Büffel den Zwischenraum durchheilte, der mich von ihm trennte.

So rasch auch mein Herz geklopft hatte, es stand still.

Meine Blicke hingen an der Stirn des Feindes — ich sah weiter Nichts.

Die Hunde bellten immer noch fort, indem sie ihre Beute in einiger Entfernung verfolgten; aber ich hörte und sah Nichts mehr.

Endlich senkte der Büffel den Kopf, blieb stehen und zeigte mir seine Hörner. Dann nahm er einen Anlauf, um sich über mich zu stürzen.

Ich gab Feuer.

Meine Kugel war ihm in den Schädel gedrungen — ich war halb gerettet.

Der Büffel fiel einen Schritt vor mir nieder. Man hätte glauben mögen, ein Felsstück habe sich losgelöst und schluge schwer und geräuschvoll zu Boden.

Nun setzte ich ihm den Fuß zwischen die beiden Hörner und schickte mich an, meinen zweiten Schuß abzufeuern, als ein dumpfes und anhaltendes Brüllen mir anzeigte, daß mein Sieg ein vollständiger sei. Das Thier hatte seinen letzten Athem ausgehaucht.

Meine Indianer kamen herbei.

Die Freude verwandelte sich in Bewunderung: ich war für sie das, was sie wünschten.

Mit dem Rauche meines Gewehrs, das den Büffel so richtig getroffen hatte, waren alle ihre Zweifel verflogen. Ich war tapfer und besaß ihr ganzes Vertrauen — ich hatte meine Probe abgelegt und bestanden.

Mein Opfer ward nun in Stücke zerschnitten, dann trug man es im Triumph nach dem Dorfe. Als Sieger ergriff ich seine Hörner; sie waren sechs Fuß lang. Ich habe sie später in dem Museum zu Nantes niedergelegt.

Die Indianer, die Erfinder der Beinamen, gaben mir seit dieser Jagd den Beinamen Malamit-Oulou; diese tagalesischen Wörter bedeuten: kalter Kopf.

Ohne meiner Eigenliebe zu schmeicheln muß ich bekennen, daß die Probe, der mich meine Indianer unterworfen hatten, ernst genug war, um ihnen eine bestimmte Meinung von meinem Muthe zu geben und ihnen zu beweisen, daß ein Franzose eben so tapfer ist, als sie.

Die spätern Büffeljagden haben mir gezeigt, daß sie mit weniger Gefahr verknüpft sind, wenn man ein gutes Gewehr und Kaltblütigkeit besitzt.

Ein Mal im Monate gab ich mich dieser so aufregenden Übung hin und bald ward mir klar, daß es leicht

ist, in einer Entfernung von einigen Schritten eine Kugel in eine Fläche von einigen Follen im Durchmesser zu senden.

Aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß die ersten Jagden die gefährlichsten sind.

Ein einziges Mal erlaubte ich einem Spanier, Dcampo, mich zu begleiten.

Ich hatte ihm vorsorglich zwei Indianer zur Seite gestellt. Aber als ich ihn verließ, um meinen Posten einzunehmen, schickte der Unkluge die beiden Männer fort. Bald brach der Büffel aus dem Walde hervor, und stürzte auf ihn zu. Er feuerte seine beiden Schüsse ab, und fehlte. Wir hatten die Schüsse gehört, und eilten herbei — es war zu spät. Dcampo lebte nicht mehr. Der Büffel hatte ihn durchstoßen, sein Körper war mit gräßlichen Wunden bedeckt.

Ein ähnliches trauriges Ereigniß habe ich nicht wieder erlebt.

Wenn Fremde solchen Jagden beiwohnen wollten, so ließ ich sie auf einen Baum oder auf den Rücken eines Berges steigen, von wo aus sie dem Kampfe zusehen konnten, ohne einer Gefahr ausgesetzt zu sein.

Ich habe jetzt die Büffeljagd in den Bergen hinlänglich beschrieben, und kehre nun zu meinen Colonisationsarbeiten zurück.

Zehntes Kapitel.

Lage von Jala-Jala. Colonisation. Erdbeben. Hahnenkämpfe.

Das neu erbaute Haus enthielt alle Bequemlichkeiten, die man wünschen konnte. Dabei war es aus guten Bruchsteinen errichtet, und konnte im Falle eines Angriffs als eine kleine Festung dienen.

Eine Fagade desselben ging nach dem See hinaus, dessen klares und durchsichtiges Wasser die blühenden Gestade bespülte. Zwischen meiner Wohnung und dem See lag ein Raum von hundert Schritten.

Die entgegengesetzte Fagade ging nach den Wäldern und Bergen hinaus, die eine reiche und üppige Vegetation in steter Pracht erhielt.

Von unsern Fenstern aus genossen wir ein erhabenes, majestätisches Schauspiel, wie es der schöne Himmel der Tropenländer mitunter bietet.

In dunkler Nacht wird der Rücken des Gebirges plötzlich von einem blassen Schimmer erhellt. Dieser Schimmer

wird nach und nach leuchtender und ergießt sich über das ganze Gebirge, daß es einem großen Feuerherde gleicht. Ruhig und freundlich bricht sich dieses poetische Licht in dem stillen und ruhigen Wasser des See's. Es ist ein entzückender Anblick.

Oft auch zeigt sich die Natur gegen Abend in ihrem ganzen imposanten Glanze, und erfüllt die Seele mit einem geheimen Schrecken. Alles bekundet den heiligen Einfluß des Schöpfers.

In kurzer Entfernung von meiner Besitzung liegt ein Gebirge, dessen Basis sich in den See erstreckt. Der Gipfel desselben ragt in die Wolken empor. Dieses Gebirge dient Jala-Jala zum Blihableiter, denn es zieht den Blitz an.

Oft ballen sich große schwarze Wolken, mit Electricität geschwängert, auf diesem Punkte zusammen. Es scheint, als ob Berge Berge umstürzen wollten. Ein Sturm erhebt sich, der Donner brüllt fürchterlich, der Regen fällt in Strömen, Donnerschlag fällt auf Donnerschlag, und die dichte Finsterniß wird von zuckenden Schlangenblitzen zertheilt, die nicht selten große Felsblöcke von dem Gipfel losreißen und sie mit gräßlichem Tosen in den See schleudern.

Wie anbetungswürdig ist Gott in seinem Zorne.

Doch bald beruhigt sich die Natur. Der Regen läßt nach, die Wolken verschwinden, die laue Luft trägt Wohlgerüche von Blumen und aromatischen Kräutern auf ihren noch feuchten Schwingen herbei, und die Natur kehrt zu ihrer gewöhnlichen Ruhe zurück.

Später werde ich von einem andern Schauspieler reden,

das sich uns zu gewissen Zeiten darbietet, und das um so erschrecklicher ist, da es zwölf Stunden dauert. Dies sind die Windstöße, die in den Meeren von China Fay-Foung heißen.

Zu gewissen Zeiten im Jahre treten die Passatwinde *) ein, ein Phänomen, das noch schrecklicher ist, als unsere Gewitterstürme, denn diese Luftänderung hat Erdbeben in ihrem Gefolge.

Diese schrecklichen Erschütterungen bieten auf dem Lande einen ganz andern Anblick dar, als in den Städten.

In den Städten beginnt die Erde zu zittern, überall hört man ein gräßliches Getöse, die Gebäude krachen und drohen einzustürzen. Die Einwohner verlassen eilig ihre Häuser, laufen durch die Straßen und suchen sich zu retten. Das Schreien erschreckter Kinder und Frauen mischt sich mit dem Rufen bestürzter Männer. Alle liegen auf den Knien, strecken die gefalteten Hände zum Himmel empor, und beten mit vor Thränen erstickter Stimme. Alles ist in der größten Aufregung, Alles fürchtet den Tod, und der Schrecken wird allgemein.

Auf dem Lande findet das Gegentheil statt; das Erdbeben ist viel imposanter, aber auch viel schrecklicher.

In Jala-Jala z. B. liegt die Natur bei dem Nahen eines solchen Phänomens in einer tiefen, schauerlichen Ruhe.

*) Während sechs Monaten kommt der Wind unausgesetzt aus Nord-Ost, und während anderer sechs Monate aus Nord-West. Diese beiden Zeitabschnitte werden „Nord-West-Passat-Winde“ und „Nord-Ost-Passat-Winde“ genannt.

Kein Lüftchen bewegt sich.

Die Sonne ist nicht mit Wolken bedeckt, aber sie wird finster, und verbreitet nur noch ein Grabeslicht.

Die Atmosphäre ist mit Dünsten beladen, die sie schwer und erstickend machen. In der Erde wühlt und arbeitet es.

Die Thiere sind unruhig und still, und suchen einen Zufluchtsort vor der Wasserfluth, die sie ahnen.

Der Boden zittert; plötzlich wankt er unter den Füßen. Die Bäume bewegen sich, die Berge wanken in ihren Grundfesten, und ihre Gipfel scheinen herabzustürzen.

Die Fluthen des See's überschreiten ihr Bett und ergießen sich mit Ungestüm über die Felder. Ein Rollen, noch stärker als das des Donners, läßt sich vernehmen. Die Erde bebt.

Ist die Naturerscheinung vorüber, so tritt wieder Ruhe ein.

Die Berge gewinnen wieder festen Grund und stehen unbeweglich. Das Wasser tritt nach und nach wieder in das natürliche Bett zurück, der Himmel erheitert sich und strahlt in wunderbarer Klarheit, und der Wind erhebt sich wieder. Die Thiere kommen aus ihren Verstecken hervor. Die Erde nimmt ihre Ruhe wieder an, und die Natur ihre imposante Stille.

Es war nicht meine Absicht, dem Leser langweilige Beschreibungen zu liefern; ich wollte ihm nur einen Begriff von verschiedenen Panoramen geben, die sich in Sala: Sala von Zeit zu Zeit vor unsern Blicken entrollten.

Ich kehre nun zu der Erzählung meines gewöhnlichen Lebens zurück.

Ich hatte einen Büffel auf der Jagd getödtet, hatte meine Probe abgelegt, und die Indianer waren mir ergeben, denn sie setzten Vertrauen in mich.

Meine Hauptaufmerksamkeit richtete ich nun auf die Landarbeiten.

Bald verschwanden die Gehölze, die in der Nähe meiner Besizung lagen, und es entstanden weite Indigo- und Reisfelder.

Die Gebirge bevölkerte ich mit Hornvieh, und am Fuße derselben weideten Pferde mit feinen Beinen und stolzen Augen.

Die Banditen entfernte ich immer mehr von Jala-Jala. Ich kann selbst sagen, daß ein großer Theil derselben ihr schweifendes und verbrecherisches Leben aufgab. Ich nahm sie auf, und machte gute Arbeiter aus ihnen.

Aber wie hatte ich mir solche Rekruten erworben?

Das Mittel war ein wenig bizarr und verdient, daß ich es mittheile. Man wird sehen, wie die Indianer sich von einem Manne leiten lassen, dem sie vertrauen und den sie als ihren Oberherrn betrachten.

Allein, nur mein Gewehr unter dem Arme, durchstreifte ich oft die Wälder. Plötzlich trat ein Bandit, wie durch einen Zauber hinter einem Baume hervor; er war vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet, und ging fest auf mich zu.

„Herr,“ sagte er, indem er sich auf ein Knie niederließ, „ich will ein rechtlicher Mann werden, nehmen Sie mich unter Ihren Schutz!“

Nun fragte ich ihn nach seinem Namen; war er

mir durch die Gensdarmrie bezeichnet, so antwortete ich streng:

„Geh, und laß Dich nie wieder vor mir sehen! Ich kann Dir nicht verzeihen. Begegnest Du mir noch einmal, so muß ich meine Pflicht thun!“

War er mir unbekannt, so sagte ich freundlich zu ihm:

„Folge mir!“

Ich führte ihn zu meiner Besitzung.

Dort ließ ich ihn die Waffen niederlegen. Nachdem ich ihn ermahnt, in seinem Entschlusse zu beharren, deutete ich ihm den Ort im Dorfe an, wo er seine Hütte erbauen sollte. Um ihn zu ermutigen, gab ich ihm einige Vorschüsse, damit er leben konnte, bis aus dem Banditen ein Ackermann geworden war.

Kartenspiel und Hahnenkämpfe lieben die Indianer leidenschaftlich, wie ich bereits gesagt habe.

Um sie dieses Vergnügens nicht gänzlich zu berauben, erlaubte ich ihnen das Kartenspiel dreimal im Jahre, wie ich ebenfalls bereits gesagt habe.

Außer dieser Zeit ward der streng bestraft, der auf frischer That ertappt wurde.

Die Hahnenkämpfe durften an Sonn- und Festtagen nach dem Gottesdienste stattfinden.

Zu diesem Zwecke hatte ich öffentliche Arenen erbauen lassen.

In diesen Arenen und im Beisein von Richtern, deren Urtheil unwiderruflich war, machten die Zuschauer oft große Wetten.

Ein Hahnenkampf bietet ein interessantes Schauspiel.

Die beiden stolzen Thiere, die man eigens für den Kampstag erwählt und herangezogen hat, kommen mit langen Sporen von Stahl an den Krallen auf den Platz.

Ihre Haltung ist stolz, ihr Gang kühn und kriegerisch. Sie tragen den Kopf hoch und schlagen mit den Flügeln, deren Federn wie der Fächer eines stolzen Pfau's glänzen.

Mit stolzen Blicken durchschreiten sie die Arena, indem sie vorsichtig ihre Füße heben und mit zornigem Auge sich gegenseitig messen.

Man möchte sie für zwei alte gewappnete Ritter halten, die sich zu einem Kampfe vor dem versammelten Hofe anschicken.

Ihre Ungeduld ist lebhaft, ihr Muth unbezähmbar.

Plötzlich stürzen sich die beiden Gegner auf einander; sie greifen sich mit gleicher Wuth an. Ihre spitzen Waffen schlagen schreckliche Wunden, aber die unverzagten Kämpfer scheinen die Folgen davon nicht zu empfinden.

Das Blut fließt — die Kämpen werden nur noch erbitterter.

Wird einer schwach, so belebt er seinen Muth durch den Gedanken an den Sieg; weicht er zurück, so geschieht es nur, um einen Anlauf zu nehmen, und mit größerem Feuer sich auf den Gegner zu stürzen, den er bezwingen will.

Ist endlich das Loos entschieden, erliegt einer der mit Wunden und Blut bedeckten Helden, oder entflieht er, so wird er für besiegt erklärt.

Die Indianer sehen diesen Kämpfen mit einer wilden Freude zu. Ihre Aufmerksamkeit ist dergestalt gefesselt,

daß sie kein Wort sprechen; sie folgen dem Kampfe in seinen geringsten Einzelheiten.

Fast Alle ziehen mehre Jahre lang einen Hahn mit wahrhaft komischer Zärtlichkeit auf; diese Zärtlichkeit wird um so seltsamer, wenn man bedenkt, daß dieses wie ein Kind gepflegte Thier bestimmt ist, gleich an dem ersten Tage zu sterben, an dem es zum Kampfe geht.

Da mir auch klar war, daß meine alten Banditen eine Freude haben müßten, die ihrem Geschmacke, ihren Sitten und Gewohnheiten entsprach, so gab ich die Jagd im ganzen Umfange meiner Besitzungen frei. Ich knüpfte nur die Bedingung daran, daß mir von jedem getödteten Hirsche und Eber ein Viertel als Abgabe geliefert ward.

Ich glaube, daß keiner von den Jägern, die früher ein lasterhaftes Leben geführt, mich je um ein Wildpret betrogen hat. Ich habe täglich wohl sieben bis acht Viertel von Hirschen empfangen, und die Ueberbringer waren erfreut, sie mir bieten zu können.

Der Bau der Kirche schritt sichtlich vorwärts. Die Bevölkerung des Fleckens mehrte sich täglich, und Alles ging so vortrefflich, wie ich es nur immerhin wünschen konnte.

Zwar machten mir die Banditen in der Nachbarschaft viel zu schaffen; aber ich verfolgte sie ohne Unterlaß, denn es lag in meinem Interesse, sie von meiner Besitzung zu entfernen.

Sie erregten oft große Unruhe und Besorgnisse.

Diese entschlossenen und muthigen Männer kamen oft

in Haufen an, um mein Haus zu belagern; wir waren dann von allen Seiten eingeschlossen.

Meine Gardisten reiheten sich um mich, und wir lieferten dann Treffen, die stets zu unserm Vortheile ausfielen.

Die Vorsehung hat wunderbare Geheimnisse. Nie hat mich die Kugel eines Banditen getroffen. Ich trage die Spuren von siebzehn Wunden, aber alle diese Wunden sind mir von den Waffen weißer Menschen beigebracht. Wie oft hat sich der Lauf eines Gewehrs in der Entfernung von einigen Schritten auf mich gerichtet — das Blei durchlöcherete nur meine Kleider, meinen Körper hat es respectirt.

Eines Morgens meldete man mir, daß die Banditen einige Stunden von meiner Wohnung versammelt seien, und sich zu einem Angriffe vorbereiteten.

Da ich Niemanden auf dem angedeuteten Orte fand, durchstreifte ich den ganzen Tag die Umgegend, in der Hoffnung, auf die Banditen zu stoßen. Alle meine Nachforschungen waren vergebens.

Plötzlich stieg der Gedanke in mir auf, daß ein heimlicher Feind mir eine Schlinge gelegt haben könne, und daß man mein Haus angreife, während ich eine eingebildete Gefahr abzuwenden suchte.

Ein Schauer durchlief meinen ganzen Körper. Im Galopp ritt ich zurück, und kam um Mitternacht bei meinem Hause an.

Meine Befürchtungen waren nur zu gegründet; ich war in eine Schlinge gegangen. Alle meine Domestiken waren bewaffnet, und meine Frau stand an ihrer Spitze.

„Was machst Du?“ rief ich, indem ich zu ihr trat.

„Ich wache!“ antwortete sie mit großer Kaltblütigkeit.

„Man hat mir gesagt, daß Dir eine falsche Nachricht hinterbracht worden sei, daß Du die Banditen nicht antreffen würdest, und daß sie in Deiner Abwesenheit hierher kommen würden. Nun habe ich meine Vorkehrungen getroffen, und deshalb stehst Du uns zur Vertheidigung gerüstet.“

Dieser muthige Zug, der sich mehrmals wiederholte, bewies mir, wieviel Kraft und Energie Gott in das Weib gelegt, das anscheinend so zart ist.

Die Banditen griffen uns nicht an.

Wachte nicht ein Engel über meinem Hause?

Wir waren länger als ein Jahr in Jala-Jala gewesen, ohne daß wir einen Europäer gesehen hatten.

Man hätte glauben mögen, wir hätten uns für immer aus der civilisirten Welt zurückgezogen, und wollten nur noch mit den Indianern leben.

Unsere Berge standen in einem so übeln Rufe, daß sich Niemand den tausend Gefahren aussetzen wollte, die er bei uns zu fürchten hatte.

Wir waren also allein, aber wir waren auch sehr glücklich.

Es war vielleicht die schönste Zeit meines Lebens.

Ich lebte mit einer geliebten und liebenden Frau; das Werk, das ich unternommen hatte, schritt sichtlich vorwärts, und Wohlsein und Glück, das daraus entstehen mußte, herrschten unter meinen Vasallen, die sich mir täglich inniger anschlossen.

Hatte ich nun die Bergnügungen und Feste einer

Stadt zu bedauern, in der diese Feste und Vergnügungen durch Lüge, Scheinheiligkeit und Falschheit, durch diese drei Laster der civilisirten Gesellschaft, erkaufte wurden?

Der Schrecken, den die Banditen verbreiteten, war indeß nicht groß genug, um die Europäer völlig von uns fern zu halten. Eines Morgens kamen einige bis an die Zähne bewaffnete Personen an, die toll genug waren, es zu wagen, einen Tollen zu besuchen. (Seit meiner Abreise auf das Land nannte man mich in Manilla den Tollen.) An der Spitze dieser Gesellschaft stand mein Freund Don José Fuentes, der gewöhnlich in Madrid wohnte.

Die Ueberraschung dieser kühnen Leute, als sie mich friedlich, still und in vollkommener Sicherheit in Jala Jala antrafen, läßt sich nicht beschreiben.

Wie staunten sie, als sie eine ganze Colonie sahen. Bei ihrer Rückkehr zur Stadt machten sie eine so exaltirte Beschreibung von unserer Zurückgezogenheit und von den Freuden, die sich dort böten, daß wir bald noch andere Besuche empfangen. Nicht nur Freunden, sondern auch Fremden gewährte ich Gastfreundschaft.

Zwangen uns Geschäfte nach Manilla zu reisen, so kehrten wir eilig in unsere Berge und Wälder zurück, denn nur dort fühlte ich mich mit meiner Anna glücklich.

Es würde viel Mühe gekostet haben, uns unserer stillen Zurückgezogenheit zu entreißen. Ein sehr einfacher Umstand jedoch veranlaßte uns, unser Asyl für den Augenblick zu verlassen.

Ich erfuhr nämlich, daß ein Freund, der mir bei

meiner Verheirathung als Zeuge gedient, gefährlich krank liege. Es war Don Simon Fernandez, Didor am königlichen Hofe.

Was die Feste und rauschenden Vergnügungen nicht über mich vermochten, bewirkte die Freundschaft.

Diese traurige Nachricht stellte in mir den Entschluß fest, nach Manilla zu gehen und den Kranken zu behandeln, wozu mich die Familie aufgefordert hatte. Da meine Abwesenheit sich in die Länge ziehen konnte, packte ich meine Sachen, und wir reis'ten doppelt traurig ab: wir verließen Jala-Jala, und zwar aus einem solchen Grunde.

Als ich ankam, erfuhr ich, daß mein Freund von Manilla nach Boulacan, in eine nördlich von dieser Stadt gelegene Provinz, gebracht sei. Man hoffte, daß die Landluft seine Heilung befördern würde.

Ich ließ Anna bei ihren Schwestern zurück, und reis'te zu Don Simon, den ich bereits in voller Genesung antraf. Meine Anwesenheit wäre fast unnütz und meine Reise resultatlos gewesen, wenn mich nicht die Hand eines vorztrefflichen Freundes gedrückt, und wenn ich ihn nicht hätte verlassen wollen, ohne die Ueberzeugung von seiner vollständigen Genesung mit mir zu nehmen.

Elftes Kapitel.

Reise zu den Tinguianern.

Ich beschloß, meine Zeit zu einer Reise nach dem Norden zu benutzen, und die Provinzen Illicos und Pangasinan zu besuchen.

Mein Plan war, wo möglich einen Ausflug zu den Tinguianern und Igoroten zu machen, wilden Völkerschaften, von denen man viel sprach, ohne sie zu kennen. Nun wollte ich selbst sie studiren.

Ich hütete mich wohl, diese Idee Jemandem mitzutheilen. Welchen Namen würde man mir dann gegeben haben!

Nachdem ich meine Vorbereitungen getroffen, reiste ich mit meinem treuen Lieutenant Alila ab, der mich nie verließ, und dem man mit Fug und Recht den Beinamen Mabouti-Tajo beigelegt hatte.

Wir ritten vortreffliche Pferde, die uns leicht, wie Gazellen, nach Bigan trugen, dem Hauptorte der Provinz Süd-Ilocos, wo wir sie zurückließen.

Nun nahmen wir einen Führer, der uns westlich nach einem kleinen Flusse brachte, den man Abra nannte, Doffnung.

Dieser Fluß ist der einzige Eingang, durch den man zu den Tinguianern gelangen kann. Er zieht sich zwischen hohen Basaltbergen hin, und sein Bett ist mit großen Felsblöcken angefüllt, die von den Bergen herabgestürzt sind. Es ist unmöglich die Ufer desselben zu besteigen.

Um zu den Tinguianern zu gelangen, mußten wir zu einem leichten Boote unsere Zuflucht nehmen, mit dem wir über die tiefen Stellen hinwegkommen konnten.

Mein Führer und mein Lieutenant hatten bald ein solches Fahrzeug aus Bambus fabricirt. Als das Floß fertig war, schiffte ich mich mit Mita ein; der Führer weigerte sich, uns zu begleiten.

Nach unsäglichen Mühen und Plagen, nachdem wir mehr als zwanzigmal durch das Wasser gewatet, um unsern Kahn nachzuziehen, hatten wir endlich die erste Linie der Berge überschritten, und wir bemerkten in einer kleinen Ebene das erste tinguianische Dorf.

Hier stiegen wir an das Land, um den Weg nach den Hütten einzuschlagen, die wir in der Ferne sahen.

Ich gestehe zu, daß ich wirklich wie ein Toller handelte, indem ich mich unter ein Volk wagte, dessen Sprache ich nicht einmal kannte; aber ich bauete auf meinen guten Stern. Außerdem hatte ich mehre Gegenstände mit mir genommen, die ich den Bewohnern der Hütten zum Geschenkt machen wollte, in der Hoffnung, Leute anzutreffen, welche die tagalesische Sprache redeten.

Unbekümmert um das, was kommen würde, ging ich weiter.

Nach kurzer Zeit hatten wir die ersten Hütten erreicht. Die Bewohner derselben nahmen uns eben nicht sehr höflich auf. Sie waren erschreckt, als sie uns kommen sahen, und rückten uns, mit Beilen und Lanzen bewaffnet, entgegen. Wir blieben stehen und erwarteten sie. Ich beschloß, mit ihnen durch Geberden zu reden, und die Halsbänder und Glasperlen zu zeigen, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir als Freunde kämen. Sie beriethen sich unter einander, und als dies geschehen, gaben sie uns ein Zeichen, daß wir ihnen folgen sollten.

Wir gehorchten.

Man führte uns zu einem alten Oberhaupte.

Seine Freude über unsere Geschenke beruhigte uns; er machte uns begreiflich, daß wir Nichts zu fürchten hätten, und daß er uns unter seine hohe Protection nähme.

Dieser Empfang gab mir die Gewißheit, daß diese Wilden, die so grausam gegen ihre Feinde waren, uns als Freunde behandelten.

Ich betrachtete nun aufmerksam die Männer, die Frauen und die Kinder, die uns umgaben; sie schienen eben so erstaunt zu sein, als wir.

Wie war ich erstaunt, als ich Männer von wirklich schöner Gestalt sah, leicht gebräunt, mit glatten Haaren, regelmäßigen Gesichtszügen und einer Adlernase. Die Frauen waren schön und wahrhaft graziös.

War ich denn wirklich bei Wilden?

Ich hätte vielmehr glauben können, ich sei bei Bes

wohnern des südlichen Frankreichs, wenn sie die Kleidung und die Sprache derselben gehabt hätten.

Die ganze Kleidung der Männer bestand aus einem Gürtel und einer Art Turban, der aus der Rinde des Feigenbaums gefertigt war.

Sie sind stets mit einer langen Lanze, einem kleinen Beile und einem Schilde bewaffnet.

Die Frauen trugen ebenfalls einen Gürtel, aber außerdem noch eine Schürze, die bis an das Knie reichte. Ihr Kopf war mit Perlen, mit Korallen und Goldkügeln geschmückt, die sie mit den Haaren verschlochten hatten. Der obere Theil der Hände war blau bemalt, das Handgelenk war mit einem gewebten Armbande geschmückt, an dem Glasperlen glänzten. Diese Armbänder gingen bis an den Ellenbogen, daß sie aussahen wie Halbärmel.

Ich erfuhr darüber folgende Merkwürdigkeit:

Diese gewebten Armbänder pressen den Arm fest ein; man legt sie an, wenn die Frauen noch sehr jung sind, sie verhindern dann die Entwicklung des Fleisches zum Vortheil der Hand und des Handgelenk's, die ungeheuer dick und groß werden. Dies ist bei den Tinguianern ein Zeichen von Schönheit, wie der kleine Fuß bei den Chinesen und die dünne Taille bei den Europäerinnen.

An Festtagen fügen die vom Schicksale begünstigten Männer und Frauen dem Gürtel eine kleine knapp anliegende Weste von baumwollenem Stoffe hinzu; ebenso eine Art Schärpe, der man je nach Belieben die Form eines Turban's, eines Gürtels oder einer wirklichen Schärpe

giebt, indem man sie auf der Schulter befestigt, und unter dem entgegengesetzten Arme zusammenbindet.

Die Wittwen tragen während der Zeit, daß sie um ihren Mann trauern, einen großen weißen Schleier, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllt.

Diese Stoffe weben sie selbst, und zwar auf die erste, ursprüngliche Weise. Sie befestigen nämlich eine gewisse Anzahl Fäden an einen Pfahl oder Baum, und das andere Ende derselben an ihren Körper. Nun drehen sie sich um sich selbst, rollen die Fäden um ihren Gürtel, wobei sie sich dem Baume, an dem die Fäden befestigt sind, bis auf Armeslänge nähern, und ein kleines Weberschiffchen und ein Kamm vollenden die Profession.

Je nachdem sich das entstehende Gewebe verlängert, entfernen sie sich wieder von dem Baume, indem sie sich entgegengesetzt umdrehen, um von ihrem Gürtel die nöthigen Fäden abzuwickeln.

Bei dieser Art und Weise der Fabrication können sie nur Stoffe von einem Fuße Breite anfertigen.

Ich war erstaunt, mich von diesem Volke umgeben zu sehen, das wirklich nicht erschrecklich war.

Nichts war mir lästig, als der Duft, den sie um sich verbreiten, und den man selbst in großer Entfernung riecht. Aber Männer und Frauen sind sehr reinlich, sie baden täglich zweimal. Ich schreibe diesen unangenehmen Geruch ihren Gürteln und Turbanen zu, die sie nur dann ablegen, wenn sie in Stücke zerfallen.

Der freundliche Empfang des Oberhauptes verschaffte

uns das Wohlwollen aller Einwohner. Ich nahm die mir gebotene Gastfreundschaft furchtlos an.

Dies war das einzige Mittel, die Sitten und Gewohnheiten meiner neuen Wirthe zu studiren.

Der Landstrich, den die Tinguianer bewohnen, liegt unter dem 17. Grade nördlicher Breite und dem 27. westlicher Länge. Er ist in siebzehn Dorfschaften eingetheilt.

Jede Familie besitzt zwei Wohnungen, eine für den Tag, eine für die Nacht.

Die Wohnung für den Tag ist eine kleine Hütte von Bambus und Stroh, nach Art der indianischen Hütten erbaut.

Die für die Nacht ist kleiner, und hängt an hohen Pfählen oder an dem Gipfel eines Baumes sechzig bis achtzig Fuß über der Erde.

Diese Höhe setzte mich in Erstaunen; aber ich fand die Vorsicht begreiflich, als ich erfuhr, daß die Tinguianer sich Nachts in diese Hütten flüchten, um sich vor den nächtlichen Angriffen der Guianer, ihrer Todfeinde, zu sichern, und sich mit Steinen, die sie von dem Gipfel der Bäume schleudern, vertheidigen. *)

In der Mitte jedes Dorf's befindet sich ein großer

*) Eine wilde, grausame und blutgierige Race, die tief in den Gebirgen wohnt, ist die erbittertste Feindin der Tinguianer. Ebenso haben sie die Igorrotten zu fürchten, die in ihrer Nachbarschaft wohnen, aber weniger wild sind. Ich werde später Gelegenheit haben, von diesen Völkerschaften zu sprechen.

Schuppen, den sie zu festlichen Versammlungen und öffentlichen Ceremonien benützen.

Ich war bereits zwei Tage in dem Dorfe Palan, (so hieß der Ort, in dem ich mich aufhielt) als die Chefs eine Botschaft von dem kleinen Flecken Laganguilan y Madalag, der am weitesten nach Westen lag, erhielten. Man benachrichtigte die Oberhäupter, daß die Bewohner jenes Fleckens einen Kampf gehabt, aus dem sie siegreich hervorgegangen wären.

Auf diese Nachricht brachen die Bewohner von Palan in ein lautes Freudengeschrei aus, das in einen wahren Tumult ausartete, als man erfuhr, daß zum Andenken an den Sieg in Laganguilan y Madalag ein Fest gefeiert werden sollte. Jeder wollte diesem Feste beiwohnen: Männer, Weiber und Kinder wollten reisen.

Aber die Chefs wählten eine Anzahl Krieger, einige Frauen und mehre Mädchen aus, und dann schickte man sich zur Abreise an.

Die Gelegenheit war zu schön, als daß ich sie nicht benützen sollte; ich bat meine Wirthin um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Sie willigten ein, und dieselbe Nacht traten wir, in einer Anzahl von dreißig Personen, die Reise an.

Die Männer trugen ihre Waffen, die aus dem Beile, aliqua genannt, aus einer spitzen Bambuslanze und einem Schilde bestanden. Die Frauen waren mit ihrem schönsten Schmucke angethan.

Nach Gewohnheit der Wilden gingen wir Einer hinter dem Andern.

Wir kamen durch mehre Dörfer, deren Bewohner sich mit uns zu dem Feste begaben. Nachdem wir durch Gebirge, Wälder und an Wasserfällen vorüber gekommen, erreichten wir bei Tagesanbruch Laganguilan y Madalag.

Der ganze Flecken war in festlicher Aufregung.

Von allen Seiten her erklangen die Töne des Tamtam und der Conge. Diese nach der Art der Chinesen gefertigten Instrumente machten einen wahren Höllenlärm.

Gegen elf Uhr trat die ganze Bevölkerung den Weg zu dem großen Schuppen an. Alle setzten sich auf der Erde nieder. Jeder Flecken, das Oberhaupt an der Spitze, nahm den Platz ein, der ihm vorher bestimmt war.

In einem Kreise, den die Führer der Krieger gebildet, befanden sich große Gefäße mit einem aus dem Saft des Zuckerrohrs bereiteten Getränk, und vier scheußliche Köpfe von Guianern: dies waren die Siegestrophäen.

Als alle Anwesenden ihre Plätze eingenommen hatten, ergriff ein Krieger von Laganguilan y Madalag einen der Köpfe bei den Haaren und gab ihn den Chiefs des Fleckens, diese zeigten ihn ihren Untergebenen, wobei sie eine lange Rede hielten, in der sie das Lob der Sieger aussprachen.

Nach dieser Rede nahm der Krieger den Kopf zurück, zerhieb ihn mit dem Beile, und holte das Gehirn heraus.

Während dieser unerquicklichen Operation nahm ein anderer Krieger einen zweiten Kopf und reichte ihn den Chiefs. Es ward dieselbe Rede gehalten. Nach derselben zerbrach der Krieger die Hirnschale und nahm das Gehirn heraus.

Auf diese Weise verfuhr man mit allen feindlichen Köpfen.

Dann traten die jungen Mädchen heran und bröckelten das Gehirn mit ihren Händen in den gährenden Zuckerrohrsaft, der sich in den Gefäßen befand. Sie rührten das Ganze um, und brachten die Gefäße den Chefs. Diese füllten kleine Schalen von Weidenholz, und tranken die Flüssigkeit mit einer wahren Begeisterung.

Dieses schreckliche, mir neue Schauspiel übte einen unangenehmen, peinlichen Eindruck auf mich aus.

Nachdem die Chefs getrunken, tranken die Krieger. Unter wilden Gefängen füllte ein Jeder seine Schale, die er wollüstig ausschlürfte.

In diesem Siegesopfer lag wirklich etwas Höllisches.

Wir saßen in einem Kreise und die Gefäße machten die Runde. Ich begriff, daß wir eine ekelhafte Prüfung zu bestehen haben würden.

Leider ließ diese Prüfung nicht lange auf sich warten. Die Krieger blieben vor mir stehen und boten mir den erschrecklichen Becher mit dem basi, wie sie den gährenden Zuckerrohrsaft nannten.

Alle richteten ihre Blicke auf mich. Die Einladung war nicht zweideutig; lehnte ich sie ab, gab ich mich vielleicht dem Tode preis.

Es erhob sich ein Kampf in mir, den ich nicht beschreiben kann.

Ich hätte lieber auf fünf Schritte meine Brust dem Karabiner eines Banditen geboten, oder mich einem wilden Büffel, wenn er aus dem Walde kommt, entgegengestellt.

Diesen fürchterlichen Augenblick werde ich nie vergessen. Mir erstarrte das Blut vor Schrecken und Ekel.

Aber ich faßte mich, und Nichts verrieth meine Bewegung. Ich ahmte dem Beispiele der Wilden nach, tauchte den Weidenbecher in das Getränk und brachte ihn an meine Lippen. Dann gab ich ihn dem unglücklichen Mita, der dem höllischen Tranke nicht ausweichen konnte.

Das Opfer war gebracht.

Das Trinken war vorüber, aber die Gesänge dauerten fort.

Der basi ist eine sehr berauschte Flüssigkeit und Alle, die davon mit Begierde getrunken hatten, stimmten nun wilde Gesänge zu den Tönen des Tamtam an. Während dieser Zeit zerschlugen die Krieger die Schädel in kleine Stücke. Diese Stücke übersandten sie später den Freunden als Geschenke.

Endlich erklärten die Oberhäupter die Feier für beendet.

Nun begann der Tanz. Die Wilden stellten sich in zwei Reihen auf; brüllten und heulten wie wüthende Berrücte, und begannen zu springen, wobei sie einander die Hände auf die Schultern legten und die Plätze wechselten.

Dieser Tanz dauerte den ganzen Tag. Als die Nacht anbrach, zogen sich die Einwohner des Fleckens in ihre lustigen Behausungen zurück. Jeder nahm einige Gäste mit sich, und Alles war in Ordnung.

Wenn man in Europa in einem weichen Eiderdunen-Bett liegt, muß man freilich über das seltsame Lager staunen, das diese wilden Gebirgsvölker sich erwählt haben.

Wie oft habe ich an diese Familien gedacht, die auf dem Gipfel der Bäume, fünfundzwanzig Fuß hoch über der

Erde, schlafen. Und dennoch weiß ich, daß sie in diesem, allen Winden offenen Neste eben so ruhig schlafen, als ich in meiner wohlverschlossenen, stillen Kammer schlafe. Gleichen sie nicht Vögeln, die auf den Baumzweigen ruhen? Ist nicht die Natur ihre Mutter, die allen von ihr erschaffenen Wesen eine wunderbare Wächterin ist? Und schließen sie nicht ihre Augenlider unter dem Blicke des allerhöchsten Vaters, des ewigen, gütigen Herrn?

Mein treuer Ali und ich, wir zogen uns in eine der niedern Hütten zurück, um darin die Nacht zu verbringen, eine Gewohnheit, die wir während unsers Aufenthaltes unter den Tinguianern stets befolgten.

Der größern Sicherheit wegen wachten wir abwechselnd einer über den andern; nie haben wir Beide zugleich geschlafen. Man muß klug sein, ohne gerade Furcht zu hegen.

In der ersten Nacht war die Reihe an mir, zu schlafen. Aber die schrecklichen Eindrücke der Erlebnisse des Tages hatten mich so aufgereggt, daß ich nicht die geringste Neigung zum Schlafen fühlte.

Ich machte meinem Lieutenant den Vorschlag, meine Stelle einzunehmen. Aber dem armen Teufel ging es wie mir: die Köpfe der Guinaner tanzten vor seinen Blicken. Er sah diese blutigen, schrecklich zerrissenen und zerhackten Köpfe stets vor sich. Dann wieder schwebte ihm der Trank mit dem Gehirne vor, den er so muthig zu sich genommen hatte — der Besuch in dem siegreichen Dorfe verursachte ihm großes Leid.

„Herr,“ sagte er mit trostloser Miene, „warum sind wir unter diese Teufel gegangen? Ach, wir hätten besser

gethan, wären wir in unserm schönen Jala-Jala geblieben!“

Er hatte vielleicht nicht Unrecht; aber mein Verlangen, außerordentliche Dinge zu sehen, verlieh mir einen Muth und einen Willen, die er nicht theilte.

„Der Mensch muß Alles kennen lernen, was ihm kennen zu lernen möglich ist,“ antwortete ich. „Da wir nicht schlafen können und für den Augenblick hier Herren sind, wollen wir eine nächtliche Hausfuchung halten, vielleicht stoßen wir auf Dinge, die wir noch nicht kennen. Zünde Feuer an, und folge mir.“

Der arme Lieutenant gehorchte schweigend. Er rieb zwei Bambusstücke an einander, und dabei hörte ich ihn zwischen den Zähnen murmeln:

„Was für eine verdammte Idee hat nur mein Herr? Was werden wir in dieser unglücklichen Hütte finden? Wenn nicht den Tic balan*) oder den Assuan**), werden wir Nichts sehen.“

Während dieser Betrachtungen des Indianers hatte sich das Feuer entzündet. Ich steckte eine mit Gummiharz getränkte Baumwollen-Lunte an, die ich auf meinen Reisen stets bei mir führte, und begann meine Hausfuchung.

Ich durchstöberte das ganze Innere der Hütte, aber ich fand Nichts, nicht einmal den Tic balan oder den Assuan, wie mein Lieutenant glaubte.

*) Der böse Geist.

***) Die Gottheit der bösen Thaten.

Schon hielt ich meine Nachsuchung für fruchtlos, als ich plötzlich auf den Gedanken kam, in das Erdgeschloß der Hütte hinaufzusteigen. Wir befanden uns nämlich im ersten Stockwerke. Alle Hütten sind acht bis zehn Fuß über der Erde erbaut, und der untere, mit Bambusstäben umzäunte Theil dient als Aufbewahrungsort.

Ich stieg also hinab.

Hätte man mich gesehen, mich, den weißen Europäer, ein Kind der andern Hemisphäre, mit der brennenden Lunte in der Hand Nachts eine tinguanische Hütte durchsuchend, man würde wahrlich über meine Kühnheit gestaunt haben.

Aber ohne an die Seltsamkeit meines Unternehmens zu denken, setzte ich meinen Weg fort. Ich folgte meiner Bestimmung, wie die Indianer sagen.

Kaum hatte ich den Erdboden betreten, als ich in dem von den Bambusstäben eingeschlossenen viereckigen Raume eine Art Fallthür bemerkte. Zufrieden blieb ich stehen. Milla sah mich erstaunt an. Ich hob die Fallthür auf. Da sah ich einen ziemlich tiefen Brunnen. Ich leuchtete mit meiner Lunte hinein, aber der Grund war nicht zu entdecken. Dafür aber glaubte ich in einer Tiefe von vier bis fünf Fuß an den Seiten Oeffnungen zu unterscheiden, die ich für die Eingänge zu den unterirdischen Räumen hielt.

Was würde ich darin entdecken? Sollte ich, wie Gil Blas, bei einem Banditenvolke in die Eingeweide der Erde dringen? Oder sollte ich, wie in den Märchen der Tau-

send und einen Nacht einige hübsche junge Mädchen vorfinden, die ein böser Geist eingekerkert hat?

Je mehr ich entdeckte, je größer ward meine Neugierde.

„Hier giebt es etwas Ungewöhnliches,“ sagte ich zu meinem Lieutenant. „Zünde eine zweite Lunte an, ich werde in diesen Brunnen hinabsteigen.“

Als mein treuer Alila diese Worte hörte, wich er bestürzt zurück.

„Herr,“ sagte er bekümmert, „sind Sie denn nicht mit dem zufrieden, was Sie auf der Erde sehen — wollen Sie denn auch noch wissen, was darin ist?“

Ueber diese naive Bemerkung mußte ich lächeln.

Er fuhr fort:

„Wollen Sie mich allein hier lassen? Wenn nun der Geist des Guinaners, dessen Gehirn ich getrunken habe, mich holt — was soll dann aus mir werden? Sie werden nicht hier sein, um mich zu vertheidigen!“

Mein Lieutenant fürchtete zwanzig Banditen nicht, er würde sich bis zum Tode gegen sie vertheidigt haben; aber der Gedanke an den Geist des Guinaners, dessen Gehirn er getrunken hatte, erschreckte ihn dergestalt, daß er am ganzen Körper zitterte. Konnte dieser Geist nicht kommen, um sein Gehirn zurückzufordern?

Während er noch jammerte, stützte ich meinen Rücken an die eine Seite, und meine Kniee an die andere Seite des Brunnens. So stieg ich hinab.

Als ich mich zwei oder drei Ellen in die Tiefe hinabgelassen, fühlte ich, daß Schutt auf mich herabfiel. Ich

sah empor: Mita folgte mir. Der arme Bursch wollte nicht allein zurückbleiben.

„Bravo!“ sagte ich. „Plagt Dich die Neugierde? Der Lohn bleibt nicht aus, wir werden köstliche Dinge sehen.“

Nach diesen Worten setzte ich meine Reise in die Erde fort.

Als wir uns in einer Tiefe von ungefähr fünf Ellen befanden, kamen wir bei der Oeffnung an, die ich von oben bemerkt hatte. Ich hielt an. Indem ich die Hand mit dem Lichte ausstreckte, sah ich eine Art Nische, und im Hintergrunde derselben den sitzenden Körper eines Tinguianers. Er war schwarz und vertrocknet, in dem völligen Zustande einer Mumie.

Ich sagte Nichts, sondern erwartete meinen Lieutenant, an dessen Ueberraschung ich mich ergötzen wollte. Als er sich an meiner Seite befand, sagte ich:

„Nun sieh hin!“

Bestürzt starrte er in die Nische.

„Herr,“ stammelte er endlich, „ich bitte Sie, steigen wir aus diesem verwünschten Loche zurück! Führen Sie mich zum Kampfe gegen die Tinguianer des Dorfes, Sie finden mich bereit — aber bleiben wir nicht länger bei den Todten. Was können wir mit unsern Waffen ausrichten, wenn sie uns plötzlich erscheinen und fragen, warum wir gekommen sind?“

„Beruhige Dich,“ antwortete ich; „wir werden nicht weiter gehen.“

Mir ward klar, daß dieser Brunnen ein Grab war und daß sich in der Tiefe noch mehr aufbewahrte Todte befanden.

Ich respectirte das Aöhl der Todten und stieg, zur großen Zufriedenheit Mila's, zurück.

Nachdem wir Alles wieder in Ordnung gebracht, betraten wir den ersten Stock der Hütte und ich legte mich schlafen. Mein Lieutenant konnte nicht an Ruhe denken, die Mumie und der basi hielten ihn wach.

Mit Anbruch des folgenden Tages stiegen unsere Wirthe aus ihrer lustigen Region herab und auch wir verließen unser Lager, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Ich hatte genug in Laganguilan y Madalag gewieilt und wünschte nun Manabo zu sehen, ein großes Dorf in der Nähe von Laganguilan. Ich schloß mich den Leuten aus Manabo an, die zu dem „Gehirnfeste“ (diesen Namen hatte ich dem Feste gegeben) gekommen waren und reis'te mit ihnen ab.

In der Truppe befand sich ein Mann, der einige Zeit unter den Tagalern gelebt hatte; er verstand ein wenig ihre Sprache, deren ich vollkommen mächtig war.

Diesen glücklichen Zufall benützend, plauderte ich während der ganzen Reise mit dem Wilden. Ich befragte ihn um die Gebräuche, Gewohnheiten und Sitten seiner Landsleute.

Ein Umstand war mir vor allen wichtig. Ich kannte nämlich die Religion dieses Volkes nicht, das zu studiren mir von so hohem Interesse war. Bis jetzt hatte ich weder

einen Tempel noch sonst etwas gesehen, was einem Götzensbilde gleich. Ich wußte nicht, was für einen Gott sie hatten.

Mein Führer war schwachhaft, wie ein Indianer und er gab mir bereitwillig Aufklärung.

„Die Tinguianer,“ sagte er, „hegen durchaus keine Verehrung für die Gestirne; sie beten weder Sonne, Mond noch Sterne an. Sie glauben an eine Fortdauer der Seele und behaupten, sie trenne sich von dem Körper und bleibe nach dem Tode in der Familie.“

Wie man sieht, haben sie den Anfang einer gesunden Religion und einer guten Philosophie. Man bedauert weniger das Leben, wenn man denkt, daß man denen Etwas von sich zurückläßt, von den man sich trennen muß. Was den Gott anbetrifft, den sie anbeten, so wechseln sie seine Form je nach Umständen. Die Gründe dazu sind folgende.

Wenn ein tinguianischer Chef in seinem Lande einen Felsen oder einen Baumstamm von sonderbarer Gestalt gefunden, das heißt, wenn er wie ein Hund, eine Kuh oder ein Büffel aussieht, so theilt er es dem ganzen Dorfe mit. Nun betrachtet man den Felsen oder Baumstamm wie einen Gott, das heißt, wie ein Wesen, das höher steht, als der Mensch.

Alle Bewohner des Dorfs begeben sich nach dem bezeichneten Orte und nehmen Lebensmittel und einige lebensdige Schweine mit sich.

Dann errichten sie über dem neuen Gotte ein Strohdach, um ihn zu bedecken und bringen ihm ein Opfer. Dieses Opfer besteht darin, daß sie die Schweine braten, auf

ihren Instrumenten Musik machen und so lange tanzen, bis ihre Mundvorräthe aufgezehrt sind. Dann zünden sie das Strohdach an und der Gott ist vergessen, bis der Chef einen andern entdeckt und ein neues Fest anordnet.

Ueber die Sitten habe ich Folgendes erfahren:

Der Tinguianer hat in der Regel eine legitime Frau und mehre Concubinen; aber die legitime Frau wohnt allein in dem Hause des Mannes, jede der Maitressen hat eine Hütte für sich.

Die Ehe ist ein Uebereinkommen zwischen den beiden Familien der Ehegatten. Am Hochzeitstage bringen Mann und Frau ihre Aussteuer in natura mit. Diese Aussteuer besteht aus Porzellangefäßen, aus Glasperlen, Corallen und mitunter auch aus ein wenig Goldstaub. Den Eheleuten kommt davon Nichts zu Gute, denn man vertheilt die Aussteuer unter die Verwandten.

„Dieser Gebrauch,“ fügte mein Führer als Bemerkung hinzu, „ist deshalb eingeführt, um die Ehescheidung zu verhindern, die nur dann stattfinden kann, wenn der, der sie verlangt, die eingebrachten Gegenstände unverletzt zurückerstattet.“

Für die Wilden ist dies ein ganz vortreffliches Mittel; sie handeln in dieser Beziehung wie civilisirte Leute. Es muß den Verwandten wirklich Alles daran liegen, die Scheidung zu verhindern, weil sie sonst gezwungen sind, die empfangenen Geschenke zurückzugeben, und wenn einer von den beiden Gatten darauf besteht, so würden sie ihn durch das Verschwinden eines einzigen Gegenstandes behindern und sollte es auch nur eine Coralle oder ein Gefäß

sein. Es läßt sich denken, daß ohne diese kluge Maßregel ein Mann sich von seinen Concubinen oft scheiden lassen würde.

Mein Reisegefährte gab mir Aufschluß über Alles, was ich wissen wollte.

„Die Regierung,“ fuhr er fort, „ist eine wahrhaft väterliche. Bei uns regiert das Alter.“

Wie in Lacedämonien, dachte ich; man ehrt hier das Alter.

Die Geseze wurden durch Tradition aufbewahrt, die Tinguianer haben keinen Begriff von der Schreibekunst.

In gewissen Fällen verhängt man die Todesstrafe. Ist das verhängnißvolle Urtheil gesprochen, so muß der verurtheilte Tinguianer entfliehen, wenn er die Vollstreckung desselben vermeiden will; er muß in den Wäldern und Bergen leben, denn die Greise haben das Urtheil gesprochen und jeder Bewohner ist gehalten, es auszuführen.

Die Gesellschaft theilt sich in zwei Classen, wie bei den Tagalern: in den Adel und in das Volk.

Jeder Besizende gehört zu dem Adel, und um sich als einen Besizenden zu legitimiren, braucht er nur eine gewisse Anzahl Porzellangefäße aufzuzeigen. Diese Gefäße bilden den ganzen Reichthum der Tinguianer.

Während wir noch von den Gebräuchen des Landes sprachen, kamen wir in Manabo an.

Fast auf der ganzen Reise hatte mein Führer nicht geschwiegen.

Die Flamme eines großen Feuers, das unter einer Hütte angezündet war, erregte meine Aufmerksamkeit.

Um das Feuer saßen mehrere Personen, die wie Wölfe heulten.

„Ah,“ sagte mein Führer, „dort findet ein Begräbniß statt. Ich habe Ihnen noch Nichts von den Begräbnißceremonien gesagt. Sie können sie jetzt sehen. Es wird auch morgen noch Zeit sein. Sie sind ermüdet; ich führe Sie in eine Tageshütte und Sie können, ohne die Gefahren der Tinguianer zu fürchten, ausruhen, denn das Begräbniß verpflichtet Jedermann, diese Nacht zu wachen.

Ich billigte den Vorschlag und wir nahmen Besitz von der Hütte des Tinguianers.

Die erste Wachtstunde begann und mein armer Mita, der sich ein wenig beruhigt hatte, versank in einen tiefen Schlaf. Bald folgte ich seinem Beispiele und wir erwachten erst am hellen Tage wieder.

Kaum hatten wir unser Frühstück beendet, das aus Kartoffeln und geräuchertem Hirschfleische bestand, als mein Führer kam, um mich nach dem Orte zu geleiten, wo die Trauerfeierlichkeiten stattfinden sollten.

Ich folgte ihm.

Einige Schritte von dem Zuge entfernt, nahmen wir unsere Plätze ein.

Nun bot sich mir ein seltsames Schauspiel dar. Mitten in seiner Hütte hatte man den Verstorbenen auf eine Art Schemel gesetzt. Unter ihm und neben ihm standen große Pfannen mit glühenden Kohlen. In einiger Entfernung saß ein Kreis von dreißig Personen. Ungefähr zehn Frauen bildeten ebenfalls einen Kreis, in dem sich die Wittwe befand, die man an dem langen weißen Schleier

erkannte, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllte.

Alle Frauen hatten Baumwolle, mit der sie die Feuchtigkeit trockneten, die das Feuer aus dem Leichnam trieb. Der Leichnam röstete an einem gelinden Feuer.

Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Tinguianer und hielt langsam und feierlich eine Rede, die mit einer Art Freudenschrei endete, in das alle Anwesenden mit einstimmten.

Dann standen Alle auf, aßen große Stücke geräucher-ten Fleisches und tranken basi. Hierauf führten sie einen Tanz aus, bei dem sie die letzten Worte des Redners wiederholten.

Ich ertrug — ertragen ist das rechte Wort — dieses Schauspiel ungefähr eine Stunde lang; dann hatte ich den Muth nicht mehr, länger in der Hütte zu bleiben. Der Dunst, der dem Leichnam entströmte, war unerträglich. Ich ging in die freie Luft hinaus; mein Führer folgte mir. Ich bat ihn, mir mitzutheilen, was seit dem Beginne der Krankheit des Verstorbenen geschehen sei.

„Gern!“ antwortete er.

Ich war glücklich, die freie Luft einathmen zu können und hörte mit Interesse folgenden Bericht:

„Zwei Tage lang befand sich Dalahapo in einem leidenden Zustande. Am Ende des zweiten Tages athmete er nicht mehr. Als man dies bemerkte, setzte man ihn rasch auf die Bank, auf der Sie ihn vorherin gesehen haben. Nun wurden alle Mundvorräthe herbeigeschafft, die er besaß, um die zu speisen, die ihm die letzte Ehre erzeigen wollten. Jeder hielt eine Lobrede auf ihn, seine nächsten Ver-

wandten und Freunde sprachen zuerst. Sein Körper ward mit Feuer umgeben, um ihn auszutrocknen. Wenn die Speisen aufgezehrt sind, verlassen die Fremden die Hütte und nur die Wittwe und einige Verwandte bleiben zurück, um zu warten, bis der Körper gehörig ausgedörret ist. Nach vierzehn Tagen endlich wird man in ein großes Loch hinabsteigen, das sich unter dem Hause befindet; hier stellt man den ausgetrockneten Körper in eine Nische, unter der sich andere Nischen befinden, welche die bereits verstorbenen Verwandten beherbergen. Dann ist Alles vorbei.“

Dieses Loch, dachte ich, gleicht dem, das ich vorige Nacht in Laganguilan gesehen habe.

Die Erklärung, die mir so eben gegeben ward, genügte mir vollkommen und ich hatte keine Lust, der Ceremonie ferner beizuwohnen.

Da es mir in dem Schatten eines großen Baumes gefiel, beschloß ich, die Gefälligkeit meines Führers zu erschöpfen und ich fragte ihn, indem ich plötzlich der Unterhaltung eine andere Richtung gab, wie die Kosten zu dem Kriege eingetrieben würden, den man mit den Guianern, diesen Todfeinden, führte.

Ohne mich lange warten zu lassen, antwortete er:

„Die Guianer tragen dieselben Waffen, als wir. Sie sind nicht stärker, nicht geschickter und nicht kräftiger.

„Wir haben zwei Arten, sie zu bekämpfen. Mitunter liefern wir große Schlachten am hellen Tage und wir stehen unsern Feinden im Sonnenschein gegenüber; aber auch Nachts, wenn Alles dunkel ist, nähern wir uns still ihren Wohnorten. Dann überraschen wir einige, schneiden ihnen

die Köpfe ab und nehmen sie mit uns, um ein Fest zu be-
gehen, wie Sie es gesehen haben.“

Das Wort „Fest“ erinnerte mich an jene blutige
Orgie, der ich beigewohnt hatte und vorzüglich an den
Theil desselben, den ich gekostet. Ich fühlte, daß ich ab-
wechselnd erröthete und erbleichte.

Der Indianer bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Bei großen Kämpfen sind alle Männer des Dorfes
gezwungen, die Waffen zu ergreifen und gegen das feinds-
liche Dorf zu rücken. Gewöhnlich stoßen die feindlichen
Armeen in der Mitte der Wälder aufeinander.

„Sobald sie sich erblicken, bricht ein Schreien und Feu-
len von allen Seiten los. Jeder stürzt sich auf seinen
Feind.

„Von diesem ersten Zusammenstoße hängt der Sieg ab,
denn die eine der Armeen hat immer Furcht und ergreift
die Flucht; die andere verfolgt sie und tödtet Alles, was
sie erreichen kann. Dabei schneidet man stets die Köpfe ab,
um sie heimzubringen.“*)

Das ist ein grausamer Kampf, der schreckliche Fol-
gen haben muß, dachte ich.

Mein Indianer bestärkte mich in diesem Gedanken, in-
dem er hinzusügte:

„Die Sieger sind im Allgemeinen immer die, die sich

*) Nach dem grausamen Gebrauche, ihren Schlachtopfern
die Köpfe abzuschneiden, haben die Spanier diesen Wilden
den Beinamen *corta cabezas*, Kopfschneider, gegeben.

am besten zu verstecken, ihre Feinde zu überraschen und sich mit Geschrei plötzlich auf sie zu stürzen wissen.“

Mein Führer schwieg. Der Kampf erregte weiter kein Interesse. Als er sah, daß ich ihn nicht mehr fragte, verließ er mich. Ich ging in die Hütte zu Ulila zurück, der sich in Manabo erschrecklich langweilte.

Ich hatte nun die Tinguianer genug kennen gelernt. Außerdem glaubte ich auch zu bemerken, daß mein langer Aufenthalt Verdacht erweckte. Der Gedanke an das „Gehirnfest“ stellte den Entschluß zur Abreise in mir fest.

Ich ging, um Abschied von den Greisen zu nehmen.

Unglücklicherweise hatte ich keine Geschenke für sie; aber ich versprach ihnen, Geschenke nächstens mitzubringen, wenn ich von den Christen zurückkommen würde. Dann verließ ich sie.

Die Freude meines Lieutenant's war groß, als wir die Reise antraten.

Ich wollte auf demselben Wege nicht zurückkehren, den ich gekommen war und deshalb hielt ich mich mehr nach Westen, indem ich die Gebirge überstieg und mich von der Sonne leiten ließ.

Dieser Weg war um so mehr dem andern vorzuziehen, da ich ein Land durchreisen mußte, das von Irrogeten bewohnt wurde, einer Art Wilde, die ich noch nicht kannte.

Die Gebirge, die wir überschritten, waren mit köstlichen Wäldern bedeckt. Von Zeit zu Zeit sahen wir üppige Thäler zu unsern Füßen. Die Kräuter darin waren so hoch und so dicht, daß wir uns nur mit Mühe einen Weg bahnen konnten.

Ohne die Reise zu unterbrechen, tödtete mein Lieutnant mitunter ein Wildpret, das uns zur Nahrung diente. Ich war zu sehr in das Anschauen dieser wunderbaren Gegenden versenkt, war ein zu großer Verehrer dieser jungfräulichen, fruchtbaren Natur, die sich vor uns ausbreitete, um an das Jagen zu denken.

Mein treuer Milla war nicht so enthusiastisch; aber er war dafür klüger.

Der erste Tag unserer Reise neigte sich seinem Ende zu, als Milla einen Hirsch schoss. Wir machten bei einer Quelle Halt, nahmen die Früchte von einem Palmbaume ab, um Reis und Brod zu ersetzen und aßen die Leber des Hirsches, die wir am Spieße gebraten hatten. Unser Mahl war köstlich und reichlich. Ach, wie oft habe ich später, wenn ich an einem mit ausgewählten Gerichten servirten Tische saß, wenn der Duft der Schüsseln die Atmosphäre schwängerte, wie oft habe ich mit Sehnsucht des Abends essens gedacht, das ich mit Milla, nach der Reise durch das Gebirge, unter einem Baume neben der Quelle genoßen! Welcher Sterbliche könnte solche Stunden und solche Orte vergessen!

Zwölftes Kapitel.

Die Igorroten.

Nach dem Mahle machten wir uns auf dem feuchten Boden in dem dichten Walde ein Lager aus abgebrochenen Zweigen. Wir schliefen furchtlos, und vorzüglich ohne böse Träume, bis an den folgenden Morgen.

Als die Morgenröthe aufging, setzten wir unsere Reise fort. Die erwachende Natur war wunderbar still und schön.

Die Dünste, die ihrem Schooße entstiegen, bedeckten sie, wie ein Schleier die Jungfrau, die ihr keusches Bett verläßt. Nach und nach zerriß dieser Schleier in Stücke, ein leichter Morgenwind wiegte sie leise, dann verschwanden sie über den Wipfeln der Bäume oder auf den Gipfeln der Felsen.

Wir gingen lange Zeit weiter. Gegen Mittag kamen wir in einem kleinen Thale an, das von den Igorroten bewohnt ward.

Es waren im Ganzen drei Hütten vorhanden. Die Bevölkerung war nicht zahlreich.

Auf der Schwelle einer dieser Hütten sah ich einen Mann von vielleicht sechzig Jahren, und einige Frauen.

Wir waren bei der letzten der Hütten angekommen, und hatten die Wilden überrascht; sie würden nicht Zeit gehabt haben, bei unserer Ankunft zu entfliehen. Wir befanden uns mitten unter ihnen.

Ich wiederholte, was ich bei meiner Ankunft in Palangethan hatte, nur fehlten mir dabei die Corallen und Glasperlen. Dafür bot ich aber von unserm Hirsche etwas an, und gab ihnen durch Geberden zu verstehen, daß wir in guter Absicht gekommen wären.

Nun entspann sich eine höchst seltsame mimische Unterhaltung, während der ich nach Gefallen die neue Menschensrace betrachten konnte.

Die Bekleidung der Igorroten war fast eben so, wie die der Tinguianer; weniger aber der Schmuck. Ihre Züge und ihre Physiognomien indeß waren durchaus verschieden.

Der Mann war kleiner, seine Brust war übermäßig breit, sein Kopf unverhältnißmäßig dick, seine Glieder waren stark ausgebildet, und seine Kraft war eine herkulische. Seine Formen waren nicht so schön, als die jener Wilden, die ich verlassen hatte. Die Haut war von sehr dunkeler Broncefarbe. Seine Nase war weniger eine Adlernase, und seine gelben Augen waren geschlißt, wie die der Chinesen.

Die Frauen hatten sehr markirte Formen; ihre Haare trugen sie nach chinesischer Weise in langen Flechten.

Es war mir unglücklicherweise nicht möglich, durch

meine Besten die Auskunft zu erlangen, die ich wünschte. Ich mußte mich mit dem Besuche der Hütte begnügen.

Das war eine wirkliche Hütte. Ein Stockwerk war nicht vorhanden. Die Umgebung war durch ungeheurer dicke Pfähle eingeschlossen, und auf diesen Pfählen ruhte ein Dach in Form eines Bienenkorbes. Es war nur eine kleine Oeffnung vorhanden, die man nur auf dem Bauche kriechend passiren konnte.

Trotz dieser Schwierigkeit wollte ich das Innere sehen. Nachdem ich meinem Lieutenant bedeutet, daß er wachen möge, kroch ich in die Hütte.

Die Igorroten waren darüber sehr erstaunt, aber sie suchten nicht, mich daran zu hindern.

Ich trat in eine Art von Verschlag. Ein stinkender Dunst füllte den Raum an. Durch eine kleine Oeffnung in dem Dache drang das Licht herein, und der Rauch des Herdes stieg hinaus. Der Boden war mit Sand bestreut: auf diesem weichen Lager ruhte ohne Zweifel die Familie. In einem Winkel unterschied ich einige Lanzen von Bambus. Schalen von Cocosnüssen dienten zu Gefäßen. Ein Haufen runder Kieselsteine diente wahrscheinlich zur Vertheidigung bei Angriffen. Einige Holzklöße an den Wänden vertraten ohne Zweifel die Stelle der Kopfkissen.

Ich entfernte mich rasch wieder aus dieser Höhle, der Gestank jagte mich hinaus. Ich hatte ja außerdem auch Alles gesehen.

Nun fragte ich den Igorroten durch Zeichen, welchen Weg ich einzuschlagen hätte, um zu den Christen zu kom-

men. Er zeigte den Weg mit dem Finger an, und wir setzten unsere Reise fort.

Unterwegs bemerkte ich einige Kartoffel- und Zuckerrohr-Felder; ohne Zweifel ist dies die einzige Cultur der unglücklichen Wilden.

Nachdem wir eine Stunde gewandert waren, sollten wir auf eine große Gefahr stoßen. Bei unserm Eintritte in ein weites Thal sahen wir einen Igorroten, der aus Leibeskräften lief; er hatte uns bemerkt, und ich schrieb seine Flucht der Furcht vor uns zu. Plötzlich aber hörten wir den Lärm des Tamtam und der Conge. Dann sahen wir zwanzig mit Lanzen bewaffnete Männer auf uns zu kommen.

Ich begriff, daß man uns bekämpfen wollte, und befohl meinem Lieutenant, Feuer auf den Haufen zu geben, aber ohne Jemanden zu treffen.

Mila schoß sein Gewehr ab. Die Kugel saufte über die Köpfe der Wilden hin, die, erstaunt über den Knall, plötzlich stehen blieben, und uns aufmerksam prüften. Ich benutzte klüglich ihre Ueberraschung. Ein großer Wald lag rechts von uns, wir traten hinein, indem wir das Dorf links liegen ließen. Die Wilden verfolgten uns glücklicherweise nicht.

Mein Lieutenant hatte während dieser ganzen Scene kein Wort gesprochen. Ich hatte schon einigemal bemerkt, daß er während der Gefahr stumm ward. Als wir die Igorroten aus dem Gesichte verloren hatten, bekam er die Sprache wieder.

„Herr,“ sagte er verdrießlich, „ich bedauere, daß ich nicht mitten in diese Ungläubigen hineingeschossen habe!“

„Warum?“ fragte ich.

„Weil ich überzeugt bin, daß ich einen getödtet haben würde.“

„Und dann?“

„Dann hätten wir unsere Reise wenigstens nicht beschloffen, ohne einen Wilden zum Teufel geschickt zu haben.“

„Ah, Alila,“ rief ich, „bist Du denn schlecht geworden?“

„Nein, Herr,“ antwortete er. „Aber ich begreife nicht, warum Sie gegen diese verwünschte Race so gut sind . . . während Sie die Banditen verfolgen, die Christen, und tausendmal mehr besser sind.“

„Wie,“ rief ich, „Banditen, Räuber und Mörder sind besser, als diese armen Geschöpfe, die Niemand zum Guten anleitet?“

„Herr,“ antwortete mein Lieutenant, „die Banditen, wie Sie sie nennen, sind nicht das, wofür Sie sie halten. Der Tulisaner (Bandit) ist kein Mörder. Er tödtet nur, um sein Leben zu vertheidigen.“

„So! Und wie erklärst Du den Diebstahl?“

„Er stiehlt nur, um den Reichen etwas von ihrem Ueberflusse zu nehmen und es den Armen zu geben. Das ist Alles. Wissen Sie auch, was der Tulisaner mit dem macht, was er raubt?“

„Nein, Meister Alila!“ antwortete ich lächelnd.

„Er behält Nichts für sich!“ sagte mein Lieutenant stolz. „Zunächst giebt er einen Theil davon dem Priester, damit dieser Messen lese.“

„Vortrefflich! Und dann?“

„Dann giebt er einen Theil seiner Maitresse, denn er liebt sie, und will, daß er sie stets gepußt sieht. Das Uebrige verschwendet er mit seinen Freunden. Sehen Sie, Herr, so nimmt der Tulisaner von dem Ueberflusse einer Person, um damit mehre zufrieden zu stellen. Er ist lange so schlecht nicht, als diese Wilden, die Sie ohne Umstände tödten, und Ihr Gehirn verzehren.“

Mila seufzte tief auf. Das Gehirn konnte er nicht vergessen. Seine Unterhaltung interessirte mich dergestalt, sein System war so seltsam, und er selbst entwickelte es mir mit einer solchen Treuherzigkeit, daß ich, indem ich ihn anhörte, fast meine Iggoroten vergaß.

Wir setzten unsern Marsch quer durch den Wald fort, indem wir uns soviel als möglich nach Süden hielten, um der Provinz Boulacan näher zu kommen, wo ich meinen armen Kranken wieder antreffen wollte, der ohne Zweifel über meine lange Abwesenheit besorgt war.

Bei der Abreise hatte ich ihm meinen Plan nicht mitgetheilt; hätte er ihn gekannt, er würde mich für todt gehalten haben.

Die Erinnerung an meine Frau, die ich in Manilla gelassen hatte, und die durchaus keine Vermuthung von meiner Reise zu den Iggoroten hegte, ließ mich lebhaft wünschen, so bald als möglich meine Familie wiederzusehen.

Nur mit meinen Gedanken beschäftigt, ging ich schweigend weiter. Für die üppige Vegetation, die ihre reichen Schätze vor uns ausbreitete, hatte ich diesmal keine Aufmerksamkeit.

Und ich mußte wohl in tiefen Gedanken versunken sein, denn ein Urwald in den Tropenländern, und vorzüglich auf den Philippinen, läßt sich mit unsern Wäldern in Europa nicht vergleichen.

Das Tosen eines Wasserfall's erinnerte mich wieder an meine Umgebung, und ich begrüßte die riesigen Werke der schöpferischen Natur.

Ich sah um mich, und gewahrte einen ungeheuern balette, Feigenbaum, der in den geheimnißvollen, schattigen Wäldern der Philippinen eine außerordentliche Größe erreicht. Ich blieb stehen, um den balette zu bewundern.

Dieser Baum entsteht aus einem Samenkorne, das der gewöhnlichen Feige gleicht; sein Holz ist weiß und schwammigt. In wenig Jahren wächst er zu einer ungewöhnlichen Größe heran.

Die Natur, die für Alles sorgt, die dem jungen Lamme erlaubt, seine Wollflocken an den Gebüsch des Weges zu lassen, damit der schüchterne Vogel sie nehme und sein Nest daraus baue, zeigt sich in ihrer ganzen wunderbaren Weisheit, indem sie den Feigenbaum der Philippinen wachsen läßt.

Die Zweige dieses Baumes gehen alle von dem Stamme aus, erstrecken sich horizontal nach allen Richtungen, und bilden dann einen Bogen, um sich perpendicular zu erheben; aber der Baum ist schwammigt, wie ich schon gesagt habe, sein Holz läßt sich leicht zerbrechen. Da nun der Zweig, indem er sich biegt, sehr schwach ist, so würde er unfehlbar abbrechen, wenn nicht ein Faden, den die Indianer „Wassertropfen“ nennen, dem Baume entströmte, um

in der Erde Wurzel zu fassen und wachsend den Zweig zu unterstützen.

Der große Baumeister des Universums hat an Alles gedacht.

Der baute gewährt oft einen unbeschreiblich pittoresken Anblick.

In einem Raume von einigen hundert Fuß, den diese Feigenbäume gewöhnlich einnehmen, sieht man abwechselnd Grotten, Vorhallen und Zimmer, die oft mit natürlichen Stühlen, aus Wurzeln gebildet, möblirt sind.

Es giebt keine Vegetation, die verschiedenartiger und ungewöhnlicher wäre, als diese.

Dieser Baum schießt mitunter aus einem Felsen hervor, auf dem nicht ein Zoll Erde vorhanden ist; seine langen Wurzeln hängen über das Gestein hinab und senken sich in den benachbarten Bach. Ein solches Wunderwerk findet man häufig in den Urwäldern der Philippinen.

„Dieser Ort eignet sich vortrefflich zu einer Nachtherberge,“ sagte ich zu meinem Lieutenant.

Er wich einige Schritte zurück.

„Wie, Herr,“ sagte er, „hier wollten Sie bleiben?“

„Gewiß!“ antwortete ich.

„Aber sehen Sie denn nicht, daß wir hier in noch größerer Gefahr sind, als mitten unter den Igorroten?“

„Warum?“ fragte ich.

„Warum? Warum? Wissen Sie denn nicht, daß in diesem großen Feigenbaume der Tic balan (böse Geist) wohnt? Hier würde ich keinen Augenblick schlafen. Tic balan würde uns die ganze Nacht quälen.“

Ich lächelte.

Der Lieutenant sah mein Lächeln.

„O, Herr,“ sagte er traurig, „was können wir gegen einen Geist ausrichten, der weder die Kugel noch den Dolch fürchtet?“

Die Furcht des armen Tagalers war zu groß, als daß ich ihm eine längere Beharrlichkeit entgegensetzte. Ich gab nach und wir suchten uns einen Ort, der zwar weniger nach meinem Geschmacke, destomehr aber nach dem Uila's war.

Die Nacht verfloß wie alle andern Nächte, das heißt, gut. Wir standen auf, um unsere Reise durch den Wald fortzusetzen.

Nach zwei Stunden stießen wir auf einen Igorroten, der auf einem Büffel ritt und aus dem Walde kam, um die Ebene zu gewinnen.

Das Zusammentreffen war höchst seltsam. Ich hielt dem Wilden den Lauf meines Gewehrs entgegen. Mein Lieutenant ergriff das Leitseil des Büffels und ich gab dem Igorroten ein Zeichen, daß er sich nicht rühren solle. Dann erkundigte ich mich durch Zeichen, ob er allein sei.

Ich verstand, daß er keinen Reisegefährten habe und daß er nach dem Norden ginge, also in der unsrigen entgegengesetzten Richtung reis'te.

Uila, der einen entschiedenen Groll auf die Wilden geworfen, wollte sein Gewehr auf ihn abschießen, um ihm den Kopf mit einer Kugel zu zerschmettern. Ich widersetzte mich aus allen Kräften diesem Vorhaben und befahl meinem Lieutenant, den Büffel loszulassen.

„Herr,“ sagte er, „so sehen wir wenigstens nach, was diese Gefäße enthalten.“

Der Igorrote hatte drei oder vier Gefäße an dem Halse seines Büffels befestigt; diese Gefäße waren mit Bananenblättern bedeckt. Mein Lieutenant steckte die Nase hinein und mitterte zu seiner großen Zufriedenheit, daß sie einen Hirsch-Magout enthielten, der einen gewissen Duft verbreitete. Ohne mich weiter zu fragen, band er das kleinste der Gefäße ab, ließ den Büffel los, gab ihm einen Schlag mit dem Gewehrkolben und sagte:

„Ve-te, Iudio!“ (Geh, häßlicher Jude!)

Als der Igorrote sich frei sah, entfloh er, so schnell als sein Büffel laufen konnte. Wir gingen in den Wald zurück, da wir fürchteten, eine zu große Anzahl Wilder könnte uns überraschen.

Gegen vier Uhr machten wir Halt, um unser Mahl einzunehmen.

Mein Lieutenant hatte diesen Augenblick mit Ungeduld erwartet, denn das Gefäß des Wilden verbreitete einen köstlichen Geruch.

Der ersuchte Augenblick war endlich da. Wir setzten uns auf den Nasen nieder. Ich tauchte meinen Dolch in das Gefäß, das Ulla an das Feuer gesetzt hatte. Als ich den Dolch zurückzog, stak eine vollständige Hand daran.*)

*) Nach den Berichten anderer Indianer sind die Igorrotten keine Menschenfresser; dieser mußte die Gerichte von anderen Wilden erhalten haben und ich habe Grund zu vermuthen, von den Guinauern.

Mein armer Lieutenant war eben so bestürzt, als ich. Schweigend saßen wir einige Minuten da.

Endlich versetzte ich dem Gefäße einen kräftigen Fußtritt, daß es zerbrach. Das darin befindliche Menschensfleisch fiel auf den Rasen.

Die verhängnißvolle Hand stak noch immer an der Spitze meines Dolchs.

Diese Hand machte mich schauern. Ich prüfte sie sorgfältig: sie schien mir einem Kinde oder einem Ajetas angehört zu haben, einem wilden Volksstamme, der in den Gebirgen von Nueva-Gracia und Maribeles wohnt. Der Verlauf dieser Erzählung wird mir noch Gelegenheit bieten, davon zu sprechen.

Ich aß einige in der Asche gebratene Palmstängel. Allila folgte meinem Beispiele. Verstimmt setzten wir den Weg fort, um ein Lager für die Nacht zu suchen.

Zwei Stunden vor Aufgang der Sonne traten wir aus dem Walde in eine Ebene.

Von Zeit zu Zeit fanden wir Reisfelder, die nach Art der Tagaler bebauet waren. Mit einer naiven Freude sagte mein Lieutenant:

„Herr, wir sind in dem Lande der Christen!“

Die Reise ward wirklich immer leichter. Wir folgten einem kleinem Fußpfade, der uns gegen Abend zu einer indianischen Hütte brachte.

Auf der Schwelle dieser Hütte saß ein junges Mädchen. Thränen rannen über ihr betrübtes Gesicht. Ich trat zu ihr und fragte um die Ursache ihres Kummers.

Nachdem sie meine Frage angehört, stand sie auf,

ohne zu antworten, und führte mich in das Innere ihrer Hütte.

Dort sah ich den todten Körper einer alten Frau. Ich erfuhr, daß die Todte die Mutter des jungen Mädchens war.

Ihr Bruder war in das Dorf gegangen, um die Verwandten der Verstorbenen zu holen.

Diese Scene rührte mich. Ich suchte das junge Mädchen zu trösten und bat um gastliche Aufnahme, die sie mir sofort bewilligte.

Die Gesellschaft einer Todten hat für mich nichts Schreckliches; aber ich dachte an Mila, der stets abergläubisch und furchtsam war, wenn es sich um Gespenster und böse Geister handelte.

„Nun,“ fragte ich, „fürchtest Du Dich, die Nacht bei einer Todten zuzubringen?“

„Nein, Herr!“ antwortete er kühn. „Diese Todte hat eine christliche Seele, die uns nichts Böses zufügt; sie wird vielmehr über uns wachen.“

Die Sicherheit und Ruhe des Tagalers setzten mich in Erstaunen.

Der Spitzbube hatte seine Gründe zu dieser Antwort. Die indianischen Hütten in den Feldern bestehen nur aus einem einzigen Raume.

Diese war kaum so groß, um vier Personen zu fassen. Ein Jeder richtete sich so gut ein, als er konnte.

Die Todte lag im Hintergrunde. Eine kleine Lampe, die neben ihrem Haupte stand, verbreitete ein mattes Licht. Dicht daneben schlief ihre arme Tochter.

Ich hatte meinen Platz in einiger Entfernung von diesem Todtenbette gewählt. Mein Lieutenant war der nächste an der Thür, die wir offen gelassen hatten, damit die frische Luft eindringen konnte.

Gegen zehn Uhr Nachts ward ich durch eine schrillende Stimme geweckt. In demselben Augenblicke fühlte ich, daß Jemand über mich hinwegging, der ein Geschrei ausstieß, das draußen vor der Hütte wiederholt wurde.

Ich griff mit der Hand nach der Seite, wo Alila schlief. Sein Platz war leer. Die Lampe war erloschen. In der Hütte herrschte eine dichte Finsterniß.

Besorgt rief ich das junge Mädchen.

Sie antwortete mir, daß sie ebenfalls das Schreien und das Lärmen gehört habe, daß sie aber den Grund das von nicht wisse.

Ich nahm mein Gewehr, trat vor die Hütte und rief meinen Lieutenant.

Niemand antwortete. Alles blieb still.

Auf gutes Glück eilte ich über das Feld, indem ich von Zeit zu Zeit Alila rief.

Nachdem ich vielleicht hundert Schritte gemacht hatte, sagte schüchtern eine Stimme, die aus einem Baume kam, an dem ich gerade vorüberging:

„Hier bin ich, Herr!“

Es war Alila.

Ich näherte mich und sah meinen Lieutenant, der zitternd wie ein Blatt hinter dem Baumstamme kauerte.

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Herr!“

„Was hast Du?“

„Ach, Herr, verzeihen Sie mir, es sind mir da böse Gedanken gekommen! Die junge Indianerin — nein, der böse Geist allein hat sie mir eingeblasen. Ich bin diese Nacht dem Lager des jungen Mädchens näher getreten; ich habe die Lampe ausgelöscht, als ich gesehen, daß Sie schliefen . . .“

„Und dann?“ fragte ich ungeduldig.

„Dann wollte ich die junge Frau umarmen; aber als ich zu ihr kam, hatte die todte Mutter den Platz ihrer Tochter eingenommen. Ich fand ein eiskaltes Gesicht. Dann streckten sich zwei lange Arme aus, um mich zu fassen. Ich stieß einen Schrei aus und entfloh. Die alte Frau verfolgte mich, die Todte ging hinter mir her; sie verschwand nur dann erst, als ich Ihre Stimme hörte. Dann habe ich mich hinter diesen Baum geflüchtet, wo Sie mich jetzt sehen.“

Der furchtbare Schrecken des Tagalers reizte mich zum Lachen; aber ich verwies ihm streng seine bösen Absichten und tadelte seinen Undank für die Gastfreundschaft, die man uns so großmüthig gewährt.

Er äußerte seine Reue und bat um Verzeihung.

Ich glaube, er war durch den Schrecken genug bestraft.

Nun wollte ich ihn in die Hütte zurückführen; aber es war unmöglich. Ich ließ ihm mein Gewehr und suchte das Lager wieder auf.

Das arme Mädchen zitterte noch vor Schrecken.

Ich sagte ihr, was vorgefallen, dankte für die gastfreundliche Aufnahme und ging, da die Nacht bereits vor-

gerückt war, zu Alila zurück, der mich mit Ungeduld erwartete.

Die Hoffnung, unsere Heimath und unsere Verwandten bald wiederzusehen, verdoppelte unsere Kräfte. Noch vor dem Untergange der Sonne erreichten wir ein indianisches Dorf; sonst war uns nichts Bemerkenswerthes begegnet.

Dieses Dorf war unser letztes Nachtquartier.

Nach einer langen und interessanten Reise kam ich in Quingua an, dem Flecken in der Provinz Boulacan, wo ich meinen genesenden Freund verlassen hatte.

Meine lange Abwesenheit hatte ihn sehr besorgt gemacht. Meine Frau, die glücklicherweise Manilla nicht verlassen, wußte nicht um die Reise, die ich unternommen und ausgeführt hatte.

Der Kranke war von der vorgeschriebenen Ordnung abgewichen, sein Leiden hatte sich verschlimmert und er erwartete mich mit Ungeduld, um, wie er sagte, nach Hause zurückzukehren und dort zu sterben.

Seine Wünsche wurden erfüllt.

Einige Tage nach meiner Ankunft reis'ten wir ab und erreichten am folgenden Tage Manilla. Im Kreise seiner Familie hauchte mein Freund seinen letzten Seufzer aus.

Dies Ereigniß trübte die Freude, die mir das Wiedersehen meiner Frau gewährte.

Einige Tage nach dem Begräbniß unsers Freundes schifften wir uns nach Jala: Jala ein.

Unsere Reise über den See war sehr angenehm, bis an den Ausgang der Meerenge von Quinbutasan hatten wir

löstliches Wetter; dann aber erhob sich ein so heftiger Wind und der See ward so aufgereggt, daß wir in die Enge zurückkehren mußten. Bei der Hütte des alten Fischers Nez Lampago, dessen ich bereits erwähnt, warfen wir die Anker aus.

Die Matrosen gingen an das Land, um ihr Abendessen zu bereiten. Wir blieben ruhig in unserm Fahrzeuge, während der alte Fischer, der sich einige Schritte von uns nach Art der Indianer niedergekauert hatte, sich bemühte, uns durch die Erzählung von Banditengeschichten zu unterhalten.

Ende des ersten Bandes.

1119.

